Münster 1935 No 27 Phil DiSS

Germanistik

Vorstudien zur Frage einer wertenden Literaturwissenschaft.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

Philosophischen und Naturwissenschaftlichen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster.

Vorgelegt von

Helene Kromer

aus Nordhausen a. Harz.

Buch- und Kunstdruckerei Wilh. Postberg, Bottrop i.W.

1935

Tag der mündlichen Prüfung: 5. Juli 1935.
Dekan: Herr Professor Dr. Jost Trier.
Referent: Herr Professor Dr. Günther Müller.

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Meiner Mutter und Schwester
und
dem Andenken meines Vaters
in dankbarer Liebe!

Inhaltsübersicht.

Seite

I. Einige literaturwissenschaftliche Grundbegriffe 1

II. Verstraffung zur normgenetischen Methode 27

Literaturverzeichnis 45

* * *

Teil I.

Einige literaturwissenschaftliche Grundbegriffe.

Richtungbestimmt von den Grundprinzipien aristotelisch-thomistischer Weltanschauung, hat Günther Müller in seiner, dem Fundament gradualistischer Seinsordnung aufruhenden und organisch dann aus ihr sich entfaltenden Barocktheorie[1]) neue Möglichkeiten zu einem methodisch-sinnvollen Erfassen kernhafter Wesens- und Seinsbereiche des Kunstwerks aufgeschlossen und erhellt.

Die fein verdeutlichende Differenzierung jener — dort erstmalig im wesentlichen Linien angebahnten — Sinndeutung der Kunst überhaupt und ihrer Einordnungsmöglichkeiten in die gesamtmenschliche Realität kommt, was das mehr Anthropologisch-Psychologische angeht, zur Ausformung dann in dem Aufsatz über „Die organische Seele im Faust I".[2]) Es erfährt dort — im Verlauf der Analyse — das eigentlich Wesentliche des Werks selber eine immer engere Angleichung an das Wesen der „humanen Substanz" seines Gestalters. Von der daraus resultierenden Erkenntnis einer wirklichen „substantiellen Einheit von Künstler und Werk" (wie sie im Dichtwerk wohl am reinsten in Erscheinung zu treten vermag), dringt Günther Müller dann zu der primären und gleichzeitig zentralen Forderung einer, alles dichterische Sein in seinem Ansatz schon bedingenden und weiterhin seinen „Wert-Gradus" bestimmenden „humanen Substanz" vor.

Nachdem, thomistischer Grundauffassung zufolge, der menschlichen Gesamtwirklichkeit das Prinzip einer durchgehenden Dreidimensionierung zugrundegelegt wurde, — Gesetzhaftigkeit, die in der Aufspaltung in die Kategorien der: „anima vegetativa", „sensitiva" und „intellectiva" ihre sinnhaltige Ergliederung erfahren konnte, — ließ sich aus den Ergebnissen der mit diesen Kategorien arbeitenden Methode verdeutlichen, daß es eine am „Wie" der Einordnung empirischer Gegebenheiten aufstrahlende letzte Ordnung des Seins ist, eine absolute, verbindliche „Seins-Norm", die (einer überwirklichen Wirklichkeit angehörend und dem menschlichen Intellekt nur über eine Wesenserkenntnis der Form zugänglich), das, dem jeweiligen Gradus der „humanen Substanz" des Werkgestalters analoge, Eigensein des Werks bedingt und ausmacht.

„Normative" Kunst setzt voraus, daß das Werk, aus einer Gemeinschaft entstanden, wiederum für eine Gemeinschaft — und zwar eine solche von zumeist noch „typischen",[3]) „individuellen" Menschen — geschaffen ist, denen es ein Verbindlich-Richtiges zu sagen

---

[1]) besonders: H. Naumann u. G. Müller, Höfische Kultur, 1929.

[2]) Euphorion 1933, S. 153—194.

[3]) Die im Lauf dieser Arbeit immer wiederkehrende Kategorie des „Typischen" ist in ihrem Ansatz von der Jung'schen Definition der psychologischen Typen bestimmt.

hat. Das tun zu können wieder wird dem Werkgestalter nur möglich sein aus der, die Realitäten der seelischen „Versionen" einbeziehenden und damit schon „magisch" überformenden Dimension einer Geistwirklichkeit, in und aus der allein auch für den Erkennenden die Begriffe „richtig" oder „falsch" ihre Existenzberechtigung beziehen dürften. Es ist dabei unter „Geistwirklichkeit" nicht etwa das vage und blutlose Phänomen eines intellektualistischen Aufklärungsglaubens zu verstehen, sondern gemeint ist jenes Bereich, wo die dem Menschen als Menschen eigentümliche, aus dem Gesamtbereich seiner seelischen Kräfte hervorgehende geistige Potenz, nachdem sie — wie das mit Hilfe der Bewußtseinspsychologie nachzuweisen ist — das sensitiv-rationale Bereich erfahrungsmäßig ertasten und „be-greifen" half, es nun — kraft des ihr wesenhaften desiderium naturale, das an dieser Stelle zum „Erkenntniseros" geläutert erscheint — zu durchstoßen und aufzusprengen vermag. Von der neu gewonnenen Basis jener „über"-wirklichen Wirklichkeit her können, rückgehend dann, die Werte der materiellen, empirisch-ertastbaren Erscheinungswelt eine völlige Umwertung erfahren. Das Ergebnis dieser Umwertung stellt, wie sich dann zeigen läßt, das gerade Gegenteil einer — auf Verabsolutierung materiell-sensitiver, und damit fortunahaft-vergänglicher Einzelwirklichkeiten gerichteten, — bürgerlichen Nutzmoral dar. Vielmehr kommt in der norm-richtigen, wesenhaften Einordnung physio-psychologischer Realitäten eine Kompensierung von sensitivem und intellektivem Bereich zustande. In solcher Aktivität erfüllt sich das desiderium naturale, das hier als lebendiges Geistprinzip in Erscheinung zu treten beginnt. Es vermag nun die körperlich-seelische Materie zum „Instrument"[4]) der sich vereigentlichenden „humanen Substanz" zu gestalten.

Eine im Idealfall also größtmögliche „Richtigkeit" der unterbewußten oder der bewußten Einzelentscheidungen des gelebten und zu lebenden Lebens, die möglich wird nur aus einem immerwährenden Neuerfassen, gegeneinander Ausspielen und damit — symbolhaftem oder erkenntnismäßigem — Deutlichmachen negativer und positiver „Werte", ist so von der Normgenese her als Grundbedingung „humaner Substanz vorausgesetzt, und aus der, in stetem Wandel sich immerfort neu wieder gestaltenden Kompensierung von rational-sensitiver und existenziell-mystischer Sehweise die Möglichkeit einer organisch-sinnhaften Ein- und Ueberformung der gesamtmenschlichen Wirklichkeit sichtbar gemacht.

Es stehen nun die Begriffe „Ratio" und „Intuition" nicht mehr, je ein Teilgebiet menschlicher Möglichkeiten abschnürend — und mit solcher aufklärerischen Autonomie geistiges Sein begrenzend und vergewaltigend — da, sondern es stellt sich, Differenzierung, Ueberwindung und Ausformung des Bergson'schen „élan vital", die „Ratio" dar als durchaus notwendiges und darum äußerst fein zu differenzierendes Instrument zur empirisch-sinnvollen Bewäl-

[4]) Vgl. Thomas, Summa theol. III. qu. 8, a. 2.: Der menschliche Körper steht in natürlicher Zuordnung zur Geist-Seele, die sein ihm eigentümliches (schöpferisches) Gestaltgesetz und sein Beweger ist; denn von ihr als seiner Form empfängt er das Leben und all die übrigen Eigenschaften, die ihm artgemäß zukommen; sofern aber die Seele ihn bewegt, dient er ihr als Werkzeug ...

tigung der äußeren Form eines Dinges, die „Intuition“ als die, bei rational-„richtiger“, äußerster Anspannung psycho-physischer Energien, den „Sinn“, das „Wesen“ der forma vermittelnde Kraft.

Hier ist, wie mir scheinen will, der Punkt, wo die literarhistorische Methode Günther Müllers, weit über die Grenzen einer theoretischen Fachwissenschaft hinausweisend, in engste Wechselbeziehung zu wesentlichsten Problemen der Philosophie, Psychologie und Biologie tritt, all jenen Fachgebieten also, die in ihrer Fragestellung um das Problem des „Menschen“ kreisen. Und es ist seine Grundforderung immer wieder neuer, alle Lebensvorgänge, auch die unterbewußten, allmählich einbeziehender „Bewußtheit“ (als Bedingung humaner Substanz), auf der die Möglichkeit einer fruchtbaren Wechselbeziehung von spekulativem und empirischem System, philosophisch-orientierter Literaturwissenschaft und moderner Tiefenpsychologie — auf die im Zusammenhang mit der Stilgeschichte einzugehen sein würde — aufruht.

Es ist der Begriff der „Form“, der, wie mir scheint, all diese Fachgebiete untereinander verbindet, ihr letztlich wesentlich Gemeinsames ist, wenn man „lebendige Form“ im normgenetischen Sinn und nicht einen toten, schematischen Formalismus als letztmögliche menschliche Erfüllung ansehen will.

Form, von außen gesehen, Motivik einer Volksgemeinschaft in einer bestimmten Geschichtsepoche, gefügt nach rational erkennbaren Regeln einer geforderten Harmonie, vom Wesen her betrachtet Form aber nur, wenn in der jeweilig historisch-rassemäßig-psychologisch bedingten Motivik, deren Rhythmus und Ordnung ein lebendiges Prinzip zum Erstrahlen kommt, das in seinem Intensitätsgrad abhängig ist, unbewußt oder bewußt, vom Sein des Künstlers. Wandel der Form in den verschiedenen Epochen, aber „Trotzdem“-Existenz „absoluten Kunstseins“ in den verschiedensten Stilen. Wandel des Menschenbildes — was die Lebensformen und Möglichkeiten angeht, — „Trotzdem“-Existenz des Menschlich-„Eigentlichen“, des absoluten Geist-Ich-Kerns, der, von Willen und Erkenntnis bestimmt, in der immer neuen Form nur die Einformung jeweils anderer empirischer Realitäten vollzieht, im Wandel der Formen also gerade seine Eigentlichkeit sichtbar macht und ihr „Wie“ zur Differenzierung bringt.

Dem letzten „Eigensein“ eines Kunstwerks also erkennend sich nahen zu können, wird in jedem besonderen Fall möglich sein jeweils erst dann, wenn zuvor das Werk als solches, (die „Substanz“ des Dichters wie des Werks) herausgebildet wurde aus der Fülle seiner empirisch noch deut- und faßbaren Bedingtheiten, die „Welt“ entzaubert wurde somit, in und aus der es Gestalt annehmen konnte.

Wie aber ist hier, wo es für den Erkennenden um ein Absolutes geht, „richtig“, d. h. unter Einbeziehung der vielen „typischen“ menschlichen Verhaltungsweisen vorzugehen?

In der „Fortuna“-Interpretation[5]) läßt Günther Müller nun das Begriffsfeld der „humanen Substanz“ eine weitere methodologische Ergliederung und Ausgestaltung erfahren, indem er hier die

[5]) Der deutsche Mensch und die Fortuna (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte Bd. 12 (1934) S. 329—351).

Blickrichtung einer sorgfältig abstrahierenden, auf die Verdeutlichung von So-Sein und Eigen-Sein des Werks gerichteten Analyse festlegt. Sie erstreckt sich — um es vorerst nur im groben Umriß knapp zu formulieren — zunächst und wesentlichen auf ein möglichst totales Erfassen des für die „schöpferische Individualität" jeweilig aktuellen „Fortuna-Raumes".

Methodisch betrachtet, ist der „Fortuna-Raum" nach dem oben Ausgeführten zu interpretieren und zu werten als das den immerwährenden Wandel menschlicher Erlebnisform bedingende Kräftefeld kosmischer, erd- und bluthafter, psychologischer, rassischer und epochaler Realitäten, die im Werk als solchem dann, dessen Stil- und Bauform weitgehendst bedingend und bestimmend, sich widerspiegeln. In ihrem Kristallisationspunkt aber (eine „Kristallisation" im Sinne des mehr transzendenten Begriffs der „bona proportio" ist hier gemeint) — denn die bona proportio, den Zentralpunkt des Werks in sich begreifend, ist ja das letztmöglich empirisch-rational noch Faßbare — bricht eine neue, andersartige Wirklichkeit auf; ein letztes, eigentlich Geistig-Reales, das, nunmehr auch in seinem So-Sein absolut, einem weiteren analytischen Verfahren unzugänglich bleibt.

Die Fortuna-Kräfte innerhalb des von der Normgenese erfaßten Wirklichkeitsraumes lassen sich also in vierfacher Ueberschichtung darstellen. Dabei ist die Fortunadimension aufzugliedern je nach dem Sein der einzelnen, das individuelle Person-Sein sowohl als auch das Werk-Sein bestimmenden Kräfte. Es stellen sich dabei die kosmischen Kräfte als solche ersten Grades, als bestimmendere eben wieder dar als die der Vererbung und Rasse, die ihrerseits wieder die psychotypischen Kräfte überlagern und sie formend einbeziehen. Diese beiden wiederum, als Kräfte zweiten und dritten Grades, erscheinen als ein die Stilmöglichkeiten einer Epoche Bestimmendes und Ueberformendes.

Am Versuch einer Rückgliederung der hier aufgestellten Schichtentheorie mag sie selbst erwiesen sein: Die Stilkräfte der Zeitalter — von der normgenetischen Methode her betrachtet — als relativ äußerste Schale der Fortuna-Raumkugel werden im Lauf der abendländischen Geistesgeschichte durchweg von vier verschiedenen Rassetypen: nordisch, ostisch, westisch, dinarisch, getragen. Diese wiederum stellen sich, ihrer seelisch-geistigen Richtungshaltung entsprechend, als zweierlei physiologisch-psychologische und damit auch geistige Typen dar.[6]) So läßt sich z. B. die forma des abendländischen Altertums und Mittelalters als vorwiegend nordisch-westischer, (mehr introvertierter), die der Renaissance als westisch-ostischer, (mehr extravertierter), die des Barock als Kompensierung dinarisch-nordischer und die der Aufklärung in ihren Einzelphasen: Klassik, Romantik, Realismus und Naturalismus, als Kompensierung vorwiegend ostisch-nordischer stilbildender Rassekräfte bezeichnen.[7]) Bei der Betrachtung aber der jeweiligen rassischen Einheit in ihrer

[6]) Kretzschmer, Körperbau und Charakter; Jung, Psychologische Typen; Günther Müller, Humanist und Kosmiker, Zeitschr f. deutsche Bildung 1931, S. 57 ff.

[7]) Von hier aus ließe sich den Zusammenhängen mit Rothackers Kategorie der „Kulturen als Lebensstile" (vgl. seine „Geschichtsphilosophie") nachgehn.

stilistischen Vielheit fällt eine, die rassischen Wirklichkeiten übergreifende, durchgehende Zweidimensionierung auf. Zwei physiologisch-psychologisch „typisch" bestimmte seelisch-geistige Haltungen werden kenntlich: die des Rationalisten und Irrationalisten. Diese ihrerseits bestimmen wieder, rein vorganghaft gesehen, in Schlag und Gegenschlag das Werden der einzelnen Geschichtsphasen und bringen im Wellenschlag geschichtlicher Aktion und Reaktion den die jeweilige Geschichtsphase integrierenden rassischen Stil zur Erscheinung.

So durchläuft die Rassenseele, (aus der Sprachforschung und Kunstgeschichte läßt sich dafür eine Unmenge von Beweisen erbringen),[8]) nur in einem Unendlichen an Zeit, weil ja in jeder einzelnen schöpferischen Lebensäußerung vom Individuum getragen, die entsprechenden psychologischen Phasen wie das Individuum. „Vor"-individuell und beständig zieht sich so der relativ langsame Entwicklungsgang der Rassenseele unter der individual-psychologischen Entwicklung des rassebestimmten Einzelnen dahin. Von hier aus gesehen vermag ein Zeitalter als die in ihren vielen individuellen Möglichkeiten zum relativ objektiv-giltigen Ausdruck gelangende rassische „forma" angesehen zu werden. Wieder ergeben sich aus der Analyse des jeweiligen individualpsychologischen Entwicklungsganges erst die Kategorien, mit denen rassische Wirklichkeit erfaßt werden kann. Gleichzeitig aber tun sich die beiden psychophysischen Typen als das die Vielheit der Zeitalter Ueberdauernde dar,[9]) und es steht darum, methodisch gesehen, bei der Aufgliederung des „Fortuna-Raumes" die Frage nach den psychologischen Typen zunächst im Vordergrund.

In der oben aufgezeigten letzten, alles kreatürliche Sein umfassenden Wirklichkeits-„Schicht" der kosmischen Kräfte scheint die ewige, alle menschliche Geschichte überformende Ordnung des übernatürlichen Seins auf. Hier tritt das in allem irdisch-wachstümlichen Geschehen und in der unendlichen Vielfalt seiner Formen verborgene Wesen des letzten Einen Prinzips, des Tätigen, Guten, Wahren und Vollkommenen an sich, in seiner reinsten Spiegelung, nämlich als der, menschlich individuelles und personhaftes, rassisches und epochales Sosein durchformende Ordo, als die Dinge belebendes und in ihrer Bewegung bestimmendes Seinsgesetz in Erscheinung.

Im Laufe dieser Arbeit nun soll versucht werden, die Kategorien Günther Müllers und die aufs Transzendente hinweisenden Ergebnisse seiner Methode mit denen der modernen Tiefenpsychologie, insbesondere aber denen der Typenlehre C. G. Jungs[10]) — die wiederum ein Licht auf die geschichtliche Bedeutung der einzelnen rassischen Typenrealitäten werfen wird — in Einklang zu bringen. Es soll also untersucht werden, ob zu der dort sichtbar gemachten und mit dem Anspruch überindividueller Gültigkeit aufgestellten „Norm" und ihren Voraussetzungen: „Fortunabedingtheit der sensitiva und intellektiva (im Sinne der ratio) empirisch beweiskräftige Entsprechungen im Gebiet moderner Tiefenpsychologie aufzufinden sind, inwieweit also von daher zur Lösung der Frage des „Entzauberns" und damit Bloßlegens des „Substantiellen" beigetragen werden dürfte.

[8]) Siehe die Arbeiten von Jost Trier mit ihrer Begründung der Sprachfeldforschung und Dag. Frey's „Gotik und Renaissance" (1929).

[9]) Vgl. auch G. Müller, Höfische Kultur, Einleitung.

[10]) Psychologische Typen 1921, 5. u. 6. Aufl. 1930.

Es wird im folgenden darum gehen, zur Erhellung der literaturwissenschaftlichen Methode das Grenzbereich zu umreißen und zu untersuchen, in dem die psychologische Erfahrungswissenschaft Bestätigung für die normgenetischen Aufstellungen ergibt. Daß ein richtiges Erkennen grundsätzlich möglich ist, ergibt sich aus der von Jung dargetanen Möglichkeit der psychologischen „Kompensierung", die bei äußerstem Aufwand psychischer Energien in der Ueberwindung der „typischen" Einseitigkeiten erreicht wird. Erst die von der Einseitigkeit des „Typus" befreite literaturwissenschaftliche Betrachtung normgenetischer Art vermag im dichterischen Werk dem „Typ" des Dichters sowohl als auch seiner „humanen Substanz" relativ gerecht zu werden. Dabei ist zu beachten, daß der Dichter sehr wohl die Norm unbewußt verwirklichen kann, ja, in den weitaus meisten Fällen sie auch unbewußt verwirklichen muß, zumal da, wo es um die Darstellung dämonischer Bereiche und ihre „magische" Ueberwindung im Symbol geht. Als „Maß" der Substanz einer Dichtung aber, als der, den Intensitätsgradus ihres „Funkens", ihren „Bestand" an wahrer Schönheit, bestimmende Faktor muß in jedem Fall das „Maß" der dem Kunstwerk immanenten Normverwirklichung angesprochen werden. Dazu werden von der tiefenpsychologischen Seite her die Erkenntnisse der Neurosenforschung das im dichterischen Werk gegebenenfalls zur Erscheinung kommende „falsche Wie" der gelebten und von dort her in die Gestaltung hineingespiegelten Ordnung erkennen helfen. Hierbei zeigt sich dann in der Konsequenz, daß in der Wirklichkeit des Dichters und der des „zulänglichen" Werkbetrachters nur eine verschiedenartige Schichtung, ein nur in der Art verschiedenes Kreisen um dieselben Bestände der gleichen großen Seinsordnung vorliegt. Nur, daß dies Kreisen beim Dichter sich darstellt als ein die Norm teilhaft gestaltendes Spiegeln seiner humanen Substanz, beim Betrachter als ein, kraft der eigenen Substanz, das Normganze im Teilhaften erkennendes und vom Teilhaften her wieder differenzierendes Schauen.

Meine Arbeit wird also im wesentlichen die einer Ausfaltung jener von Günther Müller angebahnten großen Analyse sein, die ein Positives wird aufzeigen können nur insofern, als durch eine möglichst lucide Interpretation der psychologisch-deutbaren Fortunamächte und -kräfte ein relativ engeres Einkreisen des eigentlich wesentlichen und das Sein, die sich aktualisierende Geistpotenz, bergenden Lichtpunktes: „Intuition" möglich wird. Es wäre von da aus die Realität der „Intuition" selber zu untersuchen, und zwar sowohl vom „Vital-Psychologischen" als auch vom „Normhaften" her, und fernerhin der Nachweis zu erbringen, ob und inwiefern ein sinngemäß-richtiger Zusammenschluß beider Analysenwege, des „empirischen" sowohl als auch des „intuitiven", möglich ist. Daran wird sich außerdem, rückgehend, verdeutlichen lassen, ob der Begriff der drei, in einem Seelenwesen verbundenen, Seelenkräfte der thomistischen Seinslehre sich mit den Erfahrungstatsachen der modernen Psychologie rechtfertigen läßt.

Stellt sich da heraus, daß die umfassenden Grundbegriffe — nach Abstraktion selbstverständlich unwesentlicher, zeiträumlichbedingter „typischer" Unterschiedlichkeiten auch hier — in ihren kernhaften Wesenszügen sich entsprechen, so dürfte der Weg von der

ontologisch-bestimmten Methode Günther Müllers zur modernen Tiefenpsychologie und Anthropologie hin erhellt und gerechtfertigt sein, und es müßte außerdem die am normgenetischen Wortsystem ausgerichtete psychologische Analyse des Kunstwerks für die literaturwissenschaftliche Methode einige neue Blickpunkte, zumindest aber wesentliche Bestätigungen erbringen können.

* * *

Es gilt also im folgenden das mit dem thomistischen Begriff der „bona proportio" umrissene Seinsbereich sichtbar zu machen, es weiterhin unter einem psychologischen und einem stilgeschichtlichen Aspekt aufzureißen, um dann, auf Grund gefundener Entsprechungen, die Einheit jener Basis festlegen zu können, auf der das Gegeneinander-Ausspielen des empirischen und des spekulativen Systems seine Zuständigkeit erweisen dürfte.

Wechselseitig sich durchdringende Einzelbestätigungen beider Methoden werden dann möglich und wirklich aus solchem Gegeneinanderspiel. Und es muß, auf der Linie der Einzelbestätigungen, dann auch jener Kristallisationspunkt deutlicher umrissen werden können, in dem die Aktualisierungsmöglichkeit geistigen Seins in Erscheinung zu treten beginnt. Die Aktualisierungsmöglichkeit eben jener, vorhin schon erwähnten „geistigen Potenz", wie sie in der bona proportio, dieser Kompensierungsform von sensitivem und intellektivem Kräftebereich, im „Actus", ins „Eigentliche" sich hinüberformen kann. Die Erfüllung, Aktualisierung, dieser Geistpotenz, die mir mit der Wirklichkeit der Intuition in nächster Verbindung zu stehen scheint, ist es dann, die sich uns als die „humane Substanz" dieses Werkes sowohl als auch dieses Werkgestalters dartut, die, wenn ich so sagen darf, als „élan mystique", als jene Lebenskraft des mystischen Grund-Ichs, des Tiefen-Ichs — die äußere Form belebt, gestaltet und durchdringt.

Methodisch betrachtet, ist es denn auch eben dieser oben genannte „élan mystique", der im bereits kompensierten Betrachter jenes Etwas aufspringen macht, das in ihm den, seiner ureigensten menschlichen Potenz — dem möglichen Intensitätsgrad seines Erkenntnis- und Willensvermögens — analogen Zustand der „Meditation" auszulösen imstande ist, wie er, als Vorstufe der Schau, auch den Künstler zur Gestaltung seines Werkes befähigte.

Daraus erhellt, daß Werk, Künstler und Betrachter eine Drei-Einheit irgendwie substantieller Art bilden müssen, deren gemeinsames Zentrum im Sein selbst beschlossen liegt. Veranschaulichen ließe sich das etwa am Bild eines Kreises, dessen Mittelpunkt als die Aktualisierung des Seins selbst, als die gestaltgewordene Seins„norm" anzusehen wäre, wie sie in der bona proportio, der letztendlichen Verstraffung der, radial zu verstehenden, verschiedensten Formmöglichkeiten aufstrahlt. Die Peripherie des Kreises würde das noch ungeformte, ungeordnete Nebeneinander der gesamtmenschlichen sensitiv-rationalen Möglichkeiten bei Künstler und Beobachter umschließen. Dies Bereich möchte ich dem Bremond'schen Bezugsbereich der „Katharsis" gleichsetzen.

In seinen Darlegungen über „Mystik und Poesie"[11]) führt Bremond aus: „Die Katharsis ist in der Tat nichts anderes, als was

[11]) Uebersetzt von E. F. Neufforge, 1929, S. 189.

die Mystiker den Uebergang vom Nachdenken zur Betrachtung nennen. Oder was wir den Austausch der Aktivitäten des Animus gegen die Aktivitäten der Anima genannt haben. (Kompensierung also!) Kurz: Der Uebergang von der Vernunfterkenntnis, (der sensitiv-rationalen) zur wirklichen poetischen Erkenntnis. Hätte sich Aristoteles selbst vollkommen verstanden, so hätte er nicht der Tragödie allein diese reinigende, vereinfachende und bereichernde Wirkung der Katharsis vorbehalten. Jedes poetische Erlebnis ist Katharsis ... Aristoteles fühlte dunkel, daß die Katharsis uns besser macht, aber darin besteht für ihn nicht der unmittelbare Zweck dieser geheimnisvollen „Reinigung" ... Es ist absolut sicher, daß sich hier Aristoteles mit einer Aktivität sui generis befaßt, die von der Wissenschaft noch nicht in ihren Katalog aufgenommen war, mit einer eigentlich ästhetischen Aktivität. Er analysiert das poetische Erlebnis dessen, der einer Tragödie beiwohnt, und findet, daß sich die reinigende Wirkung, die er der Katharsis zuschreibt, nicht von dem poetischen Genusse selbst unterscheidet. Es ist ein Genuß wie alle andern, der aber das besondere hat, daß er uns „reinigt" ... Nimmt man aber umgekehrt mit uns an, daß die Katharsis zunächst auf das Tiefen-Ich wirkt, jenseits der Zone der Oberfläche, wo die Leidenschaften ihre bald wohltuende, bald unheilvolle Macht spielen lassen, so schwinden alle Schwierigkeiten. Das Uebel, von dem uns die Katharsis heilt, gehört dann nicht mehr zur moralischen, sondern zur psychologischen (also anthropologischen!) Ordnung. Die Leidenschaft ist schon deshalb ein schädlicher Saft, weil sie ihrer Natur nach die Aktivität der tieferen Seele (das „Schöpferische"!) das Zentrum und den Herd jeder poetischen Aktivität belästigt. Vom ästhetischen Gesichtspunkt her besteht das Krankhafte der Leidenschaft nicht in dieser oder jener einzelnen Unregelmäßigkeit, sondern in der Leidenschaft an sich. Sie ist eine sozusagen (und hier springt der Sinnzusammenhang thomistischer Seinslehre auf!) metaphysische Schwäche, an der sich nichts ändern würde, auch wenn sich der Dichter noch so sehr an die Gesetze der Moral klammern wollte."[12])

Es wird hier die Frage nach der Wirklichkeit des „Schöpferischen" in engste Wechselbeziehung gesetzt zu der nach dem Weltverhalten, der Lebensform des Einzelnen schlechthin. Zwei typisch menschliche Verhaltungsweisen — besser Möglichkeiten — treten so in Erscheinung, und die Notwendigkeit einer äußerst strengen Scheidung und Abgrenzung der Bereiche „Moral" und „Ethik" wird hier deutlich. Der Sinnverengerung entsprechend, die das Bedeutungsfeld „Moral" seit dem Beginn des aufklärerischen Zeitalters erfahren hat, wäre „Moral" zu interpretieren etwa als die sinn- und seinsentleerte schemenhafte Wirklichkeit einer Konvention, die in ihren veräußerlichten — und darum starren — Gesetzen Pfeiler und Ueberbau einer stoffverfallenen, diesseitsverhafteten, einer eudämonistischen Zivilisation darstellt. „Moral" als äußerlich erfahrbare Lebensform, Konvention, einer materialistisch orientierten Gemeinschaft hat mit der ethisch-seinsmäßigen Lebenshaltung nichts anderes gemeinsam, als die äußere Erscheinungsformalität, aber auch nur sie. Wesenseigentümlich ist dieser das lebendig-aktive Prinzip, kraft des-

---

[12]) Bremond a. a. O. S. 187.

sen der ethische Mensch die bereitliegende traditionelle Formelwelt sich anorganisieren, sie bewältigen und in instrumentalem „Begreifen" als ein Mittel, einen Weg unter vielen erkennen lernen kann, die zum Sehen, zur Schau von Wirklichkeiten und zu seinsgemäßem Handeln hinleiten. Moralist und Ethiker, unschöpferischer und schöpferischer, Materialist und Geistmensch unterscheiden sich, aus was für Gründen immer, letzten Endes also durch ihre Entscheidung g e g e n oder f ü r die lebendige Wirklichkeit; bilden so die menschliche Analogie zu dem, was in der Kunstbetrachtung mit Formalismus, Klassizismus, Epigonentum und weiteren entsprechenden Begriffen einerseits, — mit „geprägter Form, die lebend sich entwickelt" (Goethe), mit volk-, blut- und bodenverbundener, „substanz"haltiger Dichtung also andererseits gemeint wird. Im Ansatz schon ist so eines Jeden Schaffen-Können bestimmt und eigentlich unbewußt vorgeformt in seiner persönlichen Weltinterpretation; begrenzt entweder durch den Stoff und seine Fähig- und Möglichkeiten oder, in Verwirklichung eigentlich „menschlicher" Fähigkeiten: „ratio und voluntas",[13]) im Werden aufgeschlossen zum Sein, im vereigentlichenden Kampf gegen die Passionen und Mächte aufgeschlossen dem Letzteigentlichen zu.

Dieses willentliche Anteilgewinnen am Eigentlichen, dessen der ethische Mensch fähig ist, dürfte auf seiner höchsten Stufe jener Phase der „poetischen Erkenntnis" entsprechen, die Bremond folgendermaßen beschreibt: „Die Poesie ist eine Erlösung, weil sie eine Freiheit ist, Freiheit des tiefen „Selbst", Erlösung vom „Ich". Jedes Wesen, das nicht der „Eine" ist, ist zerstreut in Raum und Zeit. Es muß sich konzentrieren und in eine Einheit verwandeln, um Gott, der sehr einfach ist, zu besitzen. Er muß dies Hindernis besiegen, indem er die Vielheit und die Zerrissenheit überwindet. Daraus folgt die Notwendigkeit der Reinigung."[14]) Gemeint ist hier der Kampf des sich vereigentlichenden Menschen gegen die Mächte und Kräfte, die Fortuna ihm in den Weg stellt, um ihn zur Materie, zum „Stoff" zu verlocken. Aeußere und innere Mächte sind das, nicht zuletzt das alles vegetativ-sensitiv-wachstümliche Sein beherrschende L u s t p r i n z i p (und hier springt der Ansatzpunkt psychologischer Betrachtungsweise innerhalb eines seinsmäßig richtigen Erkenntnisvorganges in die Augen); Lustprinzip, das den „Menschen" insbesondere verlocken will, seine ratio in den Dienst des „Stoffs" zu stellen, um den Preis seines „Eigentlichen" ihm Triebbefriedigung und Diesseitsglück (das eudämonistische Ideal) vortäuscht. Es ist die Entscheidung des Stoffverfallenen zur Stoffwirklichkeit, eben die zum fatalistischen Sich-Selbst-Aufgeben, oder die zum einmal als grundhaft-erkannten, wesentlichen Geist-Ich,[15]) die Entscheidung für oder gegen die Fortunamacht, in der ein durch Milieu, Rasse und Vererbung „typisch" bestimmtes Individualsein sich selbst erlösen kann vom „Nur-Typ" und den hier waltenden großen und immer gleichen psychologischen Richtungsgesetzen. Das Abstreifen der bewußten Ich-Inhalte, die Besinnung dann auf das eigentliche, tiefste „Selbst"

---

[13]) Vgl. Günther Müller, Fortuna, a. a. O.

[14]) Bremond a. a. O. S. 201.

[15]) Diese Scheidung sieht von anderer Stelle her Schiller in den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen".

sind es, die das Wesen der „Meditation", jenes der Katharsis voraufgehenden psychologischen Zustandes ausmachen. Das im bewußten Hinabtauchen in den „Grund" sich zum „Menschen" kompensierende Individualwesen erfährt hier in erlösendem Entkrampftwerden seiner, durch Vererbung und Milieu zunächst noch schablonenhaft und deshalb nicht seinem Person-Sein gemäß „wertig" bestimmten, Phantasie das Sich-Ausfaltenwollen einer dritten überpersonalen und über„individuellen" Dimension, in der die im Individuell-Sensitiven zurecht bestehenden „Gegensätze" zusammenfallen in ein überformiges, ihren Sinngehalt kompensierendes „Richtig" oder „Falsch". Festgefahrene Erfahrungsabläufe, die, seinem „Typ"-Sein entsprechend, vom Individuum zwangsmäßig bejaht und einbezogen oder auch, als Furcht und Schreck auslösend, abgelehnt wurden, vermögen nun in „leidenschaftslosem Erkennen" „entmagisiert" zu werden, und in der so wieder gewonnenen, ursprünglichen Richtung auf die Verwirklichung des nun alle Fortunarealitäten sinnvoll und bewußt einbeziehenden desiderium naturale ist der Weg zur „Schau" angebahnt,[16]) (auf deren psychologische Erscheinungsweisen in der empirischen Wirklichkeit im Kapitel über Normgenese im Zusammenhang mit der Mystikerpsychologie einzugehen sein wird).

„Vereinigung mit Gott, das ist, nach Plotin, das klare Ziel und der Lohn der Katharsis. Diese einsmachende Betrachtung findet statt, wenn die Seele ihre Pforten gegenüber allem geschlossen hat, was sie außerhalb ihrer selbst ziehen will, wenn sie ihre Sinne, ihre Fähigkeiten, ihren urteilenden Verstand nämlich (sensitiv-rationales Bereich der Nutzmoral) zum Schweigen gebracht hat ... Wenn sie mit einem Wort, durch die feine Spitze ihres Geistes denkt ... Diese Vereinigung ist die Katharsis selbst, entweder die mystische oder die poetische, eine vereinfachende Inspiration.[17])

Mit einigen groben Strichen erscheint schon hier das im folgenden zur Frage stehende Problemgebiet umrissen: Poesie und Erkenntnis poetischer Sinnhaltigkeit gehören in das Gesamtbereich mystischer Wirklichkeit.

Psychologisch betrachtet also stellt das Werden der Katharsis sich etwa so dar: In der „bona proportio" aller Lebenskräfte, ihrer Zentrierung auf ein erkennendes Schauen-Wollen wird urplötzlich der Sinnzusammenhang einer — der jeweiligen geistigen Potenz und der ihr entsprechenden[18]) Weite des Selbst analogen — Fülle von Weltwirklichkeit deutlich. Diese geschaute Wirklichkeitsfülle erfährt dann im Bild, Symbol ihre wohlproportionierte Gestaltung, die wiederum den Betrachter, zunächst sinnlich, dann erst geistig-intuitiv, beeindruckt.

Mystisches und poetisches Erleben sind also — nach den Ausführungen Bremond's — wesentlich dasselbe, da sie auf dem Boden

[16]) Vgl. dazu Sertillanges a. a. O. S. 626 f. und C. G. Jungs Ausführungen über Schillers Schönheitsbegriff.

[17]) Bremond a. a. O. S. 203.

[18]) (die Seele als Form des Körpers — und die Fülle geistiger Erkenntnis bedingt durch die der sinnlichen nach Thomas). Vgl. Sertillanges a. a. O. S. 613: „Die Quelle der Erkennbarkeit ist ja „droben". Bevor das Sinnliche uns formt, ist es selber durch eine göttliche Form geformt. Denn die Form ist göttlich."

der gleichen Wirklichkeit erwachsen. Beiden voraus geht die Meditation, bewußtes oder unbewußtes, gewolltes oder unbeabsichtigtes Zentrieren aller Lebenskräfte auf das Selbst, in dem der „Grund" teilhaft geahnt und gesucht wird; Schaffung der psychologischen Kompensierungsbasis, aus der ein eigentlich geistiges, überpersonales Erkennen die jeweilige gradusartig unterschiedene Einung, die „Schau", das Teilhaben am „Grund" wirklich werden kann. An Intensität bleibt nach Bremond die poetische Schau zwar hinter der mystischen zurück, dafür aber mangelt es dem Mystiker gewöhnlich an Talent oder Liebe zur Gestaltung, oder wie immer man sagen will, das Geschaute in die Materie hineinzubilden, es durch die empirisch-greifbare Form mitzuteilen. Das poetische Erkennen erscheint also, von hier aus gesehen, als tiefste Stufe der mystischen Schau. Das Beziehungsbereich der Katharsis aber bleibt dabei dasselbe, die psychologisch-anthropologischen Realitäten denselben Mechanismen unterworfen.

Das Problem der „humanen Substanz" erscheint nunmehr psychologisch durchsichtiger, und was ferner das Anfang- und Endproblem menschlichen Seins angeht, die Frage nämlich, nach dem Verhältnis von Geistwirklichkeit und Geistpotenz, Gott und Welt, so erscheint sie in einen sinnerschließenden und seinsausfaltenden Gradualismus einbezogen, der in der optima proportio wiederum, der reinsten Form des summum ens, seine Rechtfertigung und Erfüllung findet.

Einsichtig wird hier, daß die gradualistische Welt- und Seinsdeutung Günther Müllers dem Inbegriff der „Form" überhaupt aufruht und gleichzeitig in dem Sich-Abwandeln der Formen, im Werden des Seins, sich zentriert.[19])

Kurz andeuten möchte ich an dieser Stelle nur, daß die der „humanen Substanz", der Geistform der „Person" zugrundeliegende, als psychologisch Letztes noch erkennbare und die Basis der „Schau" gleichsam gestaltende Realität der Meditation als eben jene besondere psychische Struktur sich offenbart, die C. G. Jung, vom Medizinisch-Psychologischen herkommend, rein faktenmäßig-empirisch als bona proportio des Psychischen im Auge haben muß, wo er von der „abergläubischen" Ueberschätzung der „Wahrheit" und der „Vernunft" (rechenmäßige ratio ist hier gemeint) handelt und weiter ausführt: „Das Barbarische liegt in der Einseitigkeit und im Maßlosen, in der schlechten Proportion überhaupt."[20]) Von hier aus hat Jung auch eine Entdeckung machen können, die über die bisherigen literaturwissenschaftlichen Einsichten hinausführen kann: Denkt man nämlich seine Darlegungen über die ästhetischen Briefe

---

[19]) Vgl. Sertillanges, S. 170 f.: „Das Sein hat zum Gesetz das Handeln; die „Wirklichkeit" ist von sich aus kraftzeugend und deshalb seinzeugend, das Gute ist auf das Sichverschenken angelegt; die Vollkommenheit will sich mitteilen ... Die Tätigkeit Gottes ist hier nichts anderes als die Ausübung seines als Gesetz der Dinge angesehenen Willens, und auch die „Bereitschaft zum Akt", die ihm im allerhöchsten Maße zugeschrieben wird — und die überdies das letzte setzende Glied des Tätigen als solchen darstellt —, ist nichts anderes als die Entfaltung des ersten und allgemeinen göttlichen Gesetzes in der Mannigfaltigkeit der Einzelgesetze."

[20]) Jung a. a. O. S. 116.

Schillers zu Ende, so ergibt sich, daß mit dem dort eingeführten Begriff der „religiösen Andacht" (man muß hier natürlich an das Phänomen einer Aufklärungsreligiosität denken), eben jene „psychische forma"[21]) gemeint ist, die sich uns bei Bremond unter dem religiösen und beim Gradualismus unter dem ontologischen Gesichtspunkt als notwendige Vorbedingung humaner Substanz ergab.[22])

„Humane Substanz" also als „Form" des Geistes, die wiederum als Form der Seele auch die des Körpers ist, geistige, psychische, und ästhetische forma im anthropologischen Sinnbereich auf der einen, und reine, letzte Weltwirklichkeit umfassende Formwesenheit auf der andern Seite: das ist die Spannweite des Raumes, in dem Günther Müller normative Dichtung in ihrem Sein und So-Sein zur Erscheinung kommen sieht.

Wo immer das Problem „humaner Substanz" auftaucht, wird also bei einer ersten Orientierung über das Wesenhafte der Dichtung zunächst nach dem Wesen der „Form" überhaupt gefragt werden müssen; dann erst wird der Frage nach ihrem, immer gradushaft differenziert sich dartuenden und darum jeweilig verschiedenen „Wie" erstens im Werk, zweitens in der schöpferisch-gestaltenden, drittens in der betrachtend recipierenden Individualität Raum gegeben werden können.

Zunächst aber geht es mir vor allem darum, noch einmal zu verdeutlichen, daß es bei diesen prinzipiellen Fragen nach „Sein" oder „So-Sein" eines Kunstwerks, humaner Substanz also und Fortunarealitäten, im wesentlichen darauf ankommt, sich während des nun folgenden Versuchs einer Differenzierung des Problems vom Psychologischen her deutlich bewußt zu machen und zu halten, daß das Sein als solches in der kreatürlichen Wirklichkeit immer nur indirekt sich fassen läßt, daß das Wesens- und Lebensprinzip der Form und ihre sensitiv-rational erfaßbare Materie-Oberfläche zwei, seinsmäßig zunächst absolut und prinzipiell unterschiedene Dinge darstellen, die eben darum jeweils vollkommen anderen Bedingtheiten und Gesetzhaftigkeiten unterworfen sind. Rein schematisch-dualistisch gesehen, stellt sich eine vorläufige Ausfaltung der Formwirklichkeit etwa so dar, daß das Wesen der Form, das uns Leib-Seele-Wesen nur über die Wirklichkeit der Intuition und der aus ihr sich gestalten-

---

[21]) Die frappante Aehnlichkeit des Jung'schen, Bremond'schen und gradualistischen Kompensierungsbegriffes mag sich verdeutlichen an der Stelle: Jung a. a. O. S. 170. „Ich sage wohl nicht zuviel, wenn ich behaupte, daß die „Schönheit" für Schiller ein religiöses Ideal war. Schönheit war seine Religion. Seine „ästhetische Stimmung" ließe sich wohl ebensogut mit „religiöse Andacht" wiedergeben. Ohne etwas derartiges auszusprechen und ohne sein Kernproblem explicite als religiöses zu bezeichnen, ist Schillers Intuition aber zum religiösen Problem gekommen, allerdings zum religiösen Problem des Primitiven, das er in seiner Untersuchung sogar ziemlich ausführlich erörtert, ohne diese Linie bis zum Ende durchzuführen. Es ist merkwürdig, daß im weiteren Verlauf seiner Ueberlegungen die Frage des „Spieltriebes" ganz in den Hintergrund tritt zugunsten des Begriffes der ästhetischen Stimmung, welche eine beinah mystische Bewertung zu erlangen scheint."

[22]) Jung hat übrigens die Tragweite seiner Entdeckung nicht bemerkt, sie im Gegenteil psychologistisch ein- und umgedeutet, wie seine folgenden Ausführungen dann beweisen.

den geistigen Schau zugänglich ist, aus einer übersensitiv-rationalen, einer mystischen Wirklichkeit also, hervorgeht. Die materielle Ausformung dann dieser transzendenten Formwesenheit, in ihrem „Wie" abhängig von Zeit-Raum-Bedingtheiten, erd- und bluthaften, volklichen, rassepsychologischen und epochalen, ist uns mit den Mitteln der sensitiv-rationalen Seele erkennbar und erfüllt ihr Sein zunächst in ihrem Wirken auf Sinne, Gefühl, auf Instinkt und auf Verstand. Der gemeinsame, durch die Gradushaftigkeit humaner Substanz in seiner senkrechten Aufwärtsentwicklungsmöglichkeit jeweilig als labil anzusetzende Schnittpunkt beider Ebenen — der mystisch-wesenhaften und der materiell-potentiellen Wirklichkeit — ist es, der mir in diesem Zusammenhang als grundlegend bedeutungsvoll erscheint. Wir sehen hier zunächst aus methodischen Gründen ab von der Vorganghaftigkeit alles Gestalt-Werdens. Wir sehen daher auch ab von aller individuellen Disposition, aller Sonderabwandlung, die mit der Materie als Individuationsprinzip zusammenhängt. Wir betrachten die zur Rede stehende Wirklichkeit vielmehr auch hier wieder rein schematisch, dann zeigt sich: es ist eben dieser Punkt, wo die Realität der immateriellen Formwesenheit, die dem mystisch-eigentlichen Bereich zugehörende und ihm auch entstammende Formidee, und jene der rein potentiellen Materie in ihrer Ueberschneidung sich berühren und das geistig-tätige Prinzip in das materiell-mögliche sich einbannen will.

Ueber die Wirklichkeit der Form, deren Betrachtung nunmehr erreicht ist, führt Sertillanges folgendes aus: „Wir fassen Gott als die „reinste Wirklichkeit" auf; die Materie dagegen ist reine Möglichkeit, zwischen beiden stehen die Dinge, die aus Wirklichkeit und Möglichkeit, aus Materie und Form zusammengesetzt sind. Wenn die Materie zur Vollendung gelangt, in jener „Verwirklichung", die ihre Form ist, so bedeutet das für sie eine, — wenn auch unvollkommene — Anteilnahme an einem Abbild der ersten Wirklichkeit. ... Die Materie, welche die Form sucht, sucht also Gott. Ja, sie ist dies Suchen selbst, da ihr ganzes Wesen Vermögen, d. h. „Erwartung" und „Anruf" ist. Auf diesen stummen An-Ruf gibt die Form oder die „Teilnahme an Gott" die Antwort. Die ganze Bewegung der seienden Wesen ist ein Aufstieg, der von der „Beraubung", dem Entbehren, als einem relativen Uebel, sich erhebt zum höchsten Gut, das auch das alles beherrschende Sein ist."[23])

Vom menschlichen Sein betrachtet also, ist der oben genannte Ueberschneidungspunkt der beiden Prinzipien jener Punkt, wo die geistige Potenz in ihrer ersten, auf der Senkrechten der „humanen Substanz" eben anzunehmenden Aktualisierung, die besonderen Gesetzmäßigkeiten der Materie im Erkennen bewältigend, die sich nun dienstbar machen, einformen und, sozusagen, von innen nach außen hin die, nach thomistischer Auffassung die Form des Körpers darstellende, Seele durchgeistigen, „durchstalten" kann. Es geschieht das in einem Vorgang der Wertakzentverschiebung, einer durch Erkenntnis und Willen bedingten Verlagerung des Lebenskraftzentrums vom sinnenhaft-organischen in das eigentlich-menschliche, personhafte Seinsbereich. Der bereits oben erwähnten substantiellen Einheit von Künstler und Werk zufolge nun muß sich der Vorgang des Kunstsein-Schaffens analog zu dem — eben sche-

[23]) Sertillanges a. a. O. S. 441.

matisch bestimmten — Werden der Geistperson abspielen. Daß dabei die rein ästhetische Ausformung des Werks von den Zeitraum-Bedingtheiten der „Fortuna" abhängen, die Art der Einprägung des absoluten, mystisch-eigentlichen Seins in das fortunahaft-bedingte, in der Motivwahl eben, weitgehend bestimmt sein muß vom „Stil", dem jeweils aktuellen, rein äußerlich erkenn- und vollziehbaren Formel-, Motiv- und Motivationsgesetz, der Konvention eben dieses Zeitalters, dieses besonderen Kulturraumes (an der wiederum das rassepsychologisch Besondere der diesen Stil tragenden Volks- und Artgemeinschaft deutlich wird), das gehört zum Wesen lebendiger, primär immer nur über die Kräfte der organisch-sinnhaften Seele vermittelbarer Form ... denn auch in diesem Sinne gilt das aristotelisch-thomistische „nihil est in intellectu quod non prius fuerat in sensu".

Das wird noch deutlicher durch folgende Ausführungen Eschweilers in seinem Aufsatz über die Philosophie der spanischen Spätscholastik ... „In dem gegenwärtigen Zustand der Vereinigung der Seele mit dem vergänglichen Leibe ist es ... dem menschlichen Intellekt eigentümlich, daß das universale Sein der körperlichen, sinnlich erfahrbaren Dinge der „ersterkannte" Gegenstand, das Formalobjekt, ist. Die Eigentümlichkeit unseres Verstandes, in seiner Erkenntnis durch die Sinnlichkeit bedingt zu sein, ist nicht zufällig und von außen her — etwa durch irgendeinen „Fall" des Geistes in die Materie — verursacht. Das universale Sein der sinnlich erfahrbaren Dinge ist vielmehr das Formalobjekt, das wesenhaft der sinnlich-geistigen Menschennatur entspricht. Wie das Animalische im Menschen — dem Wesen nach — nicht neben dem Geiste ein Sonderleben führt, sondern gerade in seinem Eigenwirken durch den Geist hinaufgenommen ist in die schlechthin höhere Wirklichkeit der natura humana, ebenso formt auch der Intellekt die sinnliche Wahrnehmung bzw. Vorstellung (das Phantasma, Sinnesbild), indem er die eigentümliche Wirkweise der Sinne nicht als äußerliche conditio sine qua non neben sich herlaufen läßt. Sondern so durchdringt der Intellekt das Sinnesbild, daß es von ihm die über die materielle Natur hinausgehende Eigenschaft erhält, zum integrierenden Faktor jenes sinnlich-geistigen Ganzen zu werden, das in dem Akt der menschlichen Erkenntnis gegeben ist. Das Spezifisch-Geistige der menschlichen Erkenntnis zeigt sich darin, daß durch das Sinnesbild hindurch das universale Wesen des körperlichen Dinges erfaßt wird. Das Universale wird als Sein nicht erst hergestellt. Es wird überhaupt nicht, sondern ist unmittelbar mit der intellektuellen Erkenntnis als solcher gegeben; es ist eben ihr Formalobjekt, ihr primum cognitum ... Aber gerade weil das universale Sein der sinnlich erfahrbaren Dinge das „Ersterkannte" ist, darum kann sich die Verstandeserkenntnis unmöglich in der Bildung von Allgemeinbegriffen vollenden. Das Ende, das wesentliche Ziel der Verstandeserkenntnis liegt vielmehr darin, sich durch die Sinneserfahrung hindurch immer mehr der geistigen Aneignung des singulären Wesens dieses Dinges da zu nähern ..." [24])

Zwei Wirklichkeiten überpersonaler Art sind es also, die in der Seele des Künstlers sich berühren und sekundär dann ihre — von seiner „humanen Substanz" in ihrem „Wertgrad" zu bestimmende —

[24]) Eschweiler, Philosophie der spanischen Spätscholastik, Spanische Forschungen der Görresges. I S. 277, 1928.

Einung erfahren müssen in dem, was wir künstlerische Form zu nennen uns gewöhnt haben. Trotz des, mit Bewußtsein dualistisch angelegten Ansatzes, springt hier aus dem, in experimenteller Absicht zunächst aufgenommenen starren Begriffsschema ein lebendiger, einsichtiger Sinnzusammenhang auf: spaltartig kommt eine tiefere Schicht der Wirklichkeit zur Erscheinung: Sinngebung der künstlerischen „Form" in vorerst schwach nur durchschimmerndem Umrissensein ihrer äußeren und inneren Bezugsbereiche. Kenntlich werden dabei zunächst die der Definition „Form" innewohnenden Inbegriffe: Struktur und Kontur. „Struktur" wird deutlich als ein im „Wie" der jeweilig besonderen Zentrierung vitaler Kräfte, ein im unmittelbaren Werden also sich offenbarendes Sein, „Kontur" als plastische Ausprägung — stoffliche, ertastbare — dieses geistigen Formprinzips in der — so gesehen nur mittelbar wirklichen — Erscheinungswelt. Sein und Erscheinung, Formprinzip und gestaltete Materie fallen also in dem zusammen, was wir als Formtotalität bezeichnen und, von vielleicht unbewußter „typischer" Richtungshaltung bestimmt, entweder mehr als die Idee (Introversion) oder als äußerlich greif- und ertastbare Form (Extraversion) vollziehen und aktualisieren. Hier wäre wieder Sertillanges heranzuziehen: „Die Substanz ist zusammengesetzt aus Materie und Form — dabei ist die Materie reales Werden, „Form" die reale Idee des Werdens; die so gewonnene Substanz ist in sich unteilbar, die Quantität endlich ist Ordnung." [25]) Und das Erkennen der „unteilbaren" Substanz, könnte man hinzufügen, muß daher das Wissen um die Bedingungen der Materie sowohl als auch die der Form umschließen.

In den Stileinheiten tritt also ein überindividuelles Ueber- und Außerhistorisches in Erscheinung: Das Sein, einmal als menschlichbedingtes Erkennen, als schöpferisches Prinzip dann, und letztendlich als Erkenntnisprinzip. In dieser Dreieinheit liegt der Problemkreis der „Form" beschlossen, und von hier aus ist jene, oben bereits erwähnte Frage erstens nach ihrem Wesen, zweitens nach ihrem „Wie" im Künstler, drittens nach ihrem „Wie" im Betrachter in Angriff zu nehmen.

Das den beiden zur Frage stehenden Wirklichkeiten „Kontur" und „Struktur" analog zweischichtige Problem bedarf zu seiner Lösung einer komplexen Methode, die von der primären Analyse langsam zu immer klarerer Synthese fortschreitet. Wie an meinen obigen Ausführungen über die „Form" als struktur- sowohl wie konturumfassende Wirklichkeit deutlich geworden sein mag, kann es dabei nicht um eine bloße Abstraktion der Fortuna gehen. Im Gegenteil soll gerade auf Grund der Analyse an der dann erst möglich werdenden Einbeziehung der historischen Wirklichkeiten das „Wie" des Ineinanderwirkens von Geistwirklichkeit und Fortuna — das zusammen ja erst die einzelne Formwirklichkeit in ihrer Gänze ausmacht — gefunden, soll an der empirisch-erfahrbaren Erkenntnis des Konturbereichs und der in ihm waltenden Ordnungen die immer tiefere Erkenntnis der Wesensstruktur geleistet werden. Die positive Wertakzentuierung der Fortunakategorien muß hier aber noch einmal deutlich ausgesprochen, es muß betont werden, daß es hier ja um ein gradualistisches Weltbild geht, nicht um eine gerade gegenteilig orientierte, einseitig intellektualistische Werteord-

[25]) vgl. Sertillanges a. a. O. S. 130 unten.

nung und -lehre. Die die morphologische und die geistesgeschichtliche Betrachtungsweise kompensierende normgenetische Methode Günther Müllers möchte ich in ihrem Ansatzpunkt verdeutlichen an einer Stelle aus der Summa des hl. Thomas v. Aquin: „Es gibt eine dreifache Stufe der Erkenntniskraft. Eine Erkenntniskraft ist der Akt eines körperlichen Organs, nämlich der Sinn. Und darum ist Objekt einer jeden sinnenhaften Kraft die Form, sowie sie in der körperlichen Materie besteht ... Eine andere Erkenntniskraft ist diejenige, die weder Akt eines körperlichen Organs ist, noch auf irgendeine körperliche Weise mit der Materie verbunden ist, wie der Intellekt des Engels. Und deshalb ist Objekt dieser Erkenntniskraft die ohne Stoff subsistierende Form ... Der menschliche Verstand aber verhält sich auf mittlere Weise, denn er ist nicht der Akt des Organs, sondern eine Kraft der Seele, die die Form des Leibes ist, und deshalb ist es ihm eigentümlich, die Form zu erkennen, die zwar in dem körperlichen Stoff individuell existiert, jedoch nicht sie zu erkennen, insofern sie in einem solchen Stoff ist. Das aber erkennen, was in dem individuellen Stoff ist, nicht insofern es in einem solchen Stoff ist, heißt die Form von der individuellen Materie abstrahieren, die die Phantasmen uns vor Augen stellen. Und deshalb muß man sagen, daß unser Verstand das Stoffliche denkt, indem er es von den Phantasmen abstrahiert; und durch das so betrachtete Stoffliche gelangen wir zu einiger Erkenntnis des Unstofflichen, so wie umgekehrt die Engel durch das Unstoffliche das Stoffliche erkennen." [26])

Die primäre Kenntnis der das Individuationsprinzip darstellenden stofflichen Welt in ihrer Eigengesetzlichkeit ist es also, die hier von Thomas als Grundlage geistiger Erkenntnis überhaupt gesehen wird. Das bedeutet für eine, dem thomistischen Wirklichkeitsbereich aufruhende, Erkenntnismethode, daß hier der, die „Erscheinung der Dinge" fassenden empirischen Wissenschaft — der Naturwissenschaft in des Wortes weitester Bedeutung — ein möglichst großer Spielraum gelassen werden muß. In der von dort aus erst möglich werdenden Relativierung von „Schein" und „Sein" kann sich dann das vollziehen, was Thomas unter Abstrahieren der „Phantasmen" versteht; jene die Erkenntnis überhaupt bedingende Abstraktion, die, methodisch gesehen, immer eine Entlarvung bedeutet und deshalb hier mit einem Bezugssystem der den aristotelisch-thomistischen Wirklichkeiten möglichst adäquaten Kategorien gefaßt werden kann.

Wurde oben bereits auf den durchaus positiven Sinngehalt der die Fortunawirklichkeit erstellenden Bereiche hingewiesen, so kann jetzt das Wesen der normgenetischen Methodik vom aristotelisch-thomistischen Weltbild her eine Durchhellung erfahren und damit der Sinngehalt der Fortuna selber noch einmal von anderer Seite her aufgezeigt werden: Erscheint dort der Raum der menschlichen Personform vom Ontologischen her erfaßt und gedeutet als eine, die Möglichkeit unbewußter sowohl als auch bewußter Form tragende, in der leibhaftigen Erscheinung das Sein vermittelnde Wirklichkeit, so hängt es letzten Endes vom freien Willen des Menschen ab, ob er die psychischen Kräfte in der Erfassung der Phantasmen sich erfüllen läßt, in der ausschließlichen Verwirklichung des sinnlichen Begehrvermögens,

[26]) Summa Theologiae pars I. qu. 85, art. 1.

oder sie auf die schöpferische oder erkenntnishafte Durchdringung des immer nur Sinnbild darstellenden Phantasma richtet und damit in der vollen Verwirklichung seiner mitgegebenen individuellen Potenz seine „gemäße" Form sich erfüllen läßt.

Dem thomistischen Bezugsbereich: Individuationsprinzip und sich individuierendes Sein entspricht in der normgenetischen Methode Günther Müllers das den Fortunaraum durchwaltende: „das Kausalgesetz überherrschende Fortunagesetz" mit den ihm wesentlichen Merkmalen der Wandelbarkeit und Unbeständigkeit, in seiner prinzipiellen Unterschiedenheit gegenüber dem ewig unwandelbaren, das Wesen der Dinge sichtbarmachenden Seinsgesetz. Der freien Willensentscheidung des Thomas entspricht, dem wissenschaftlichen Fachgebiet zufolge, hier die Betrachtung der faktenmäßigen geschichtlichen Manifestation dieser Entscheidung in der mehr unbewußt-schöpferischen, künstlerisch-symbolischen, oder der bewußten, mehr oder weniger „reinen" Erkenntnisform. Es läßt sich damit das dem Fortunagesetz anheimgegebene Bereich, als die Erscheinungs-Oberflächenschicht der Dinge sozusagen, reinlich abheben von der dem Einzelding Wirklichkeit gebenden Seinsschicht, seinem der mystischen Wirklichkeit angehörenden Seinskern.

Es wurde im Voraufgehenden gezeigt, daß das der Normgenese — als analytischer sowohl als auch synthetischer Methode — zugrundeliegende Menschenbild die Verkörperung einer harmonischen Einheit leib-seelisch-geistiger Kräfte darstellt. Auf Entsprechungen psychologisch-fachwissenschaftlicher Art möchte ich hier nur kurz hinweisen, um gegen Ende dieses Kapitels dann mittels einer knappen Inhaltsangabe den Ansatzpunkt tiefenpsychologischer Fragestellung innerhalb des normgenetischen Wirklichkeitsbereichs anzugeben und ihn, von verschiedenen Seiten einkreisend, allmählich deutlicher zu bestimmen.

Das „Deformierungsbild" der Neurose, von den verschiedensten Tiefenpsychologen immer unter Hervorhebung jeweils anderer „typischer" Wesenszüge gekennzeichnet, hat jedoch überall ein wesentlich- und grundlegend-Gleiches aufzuweisen: Ausschaltung — bewußte oder unbewußte — von Ratio und Voluntas, das Sich-Hingeben des Individuums an die Macht des „blinden" Schopenhauerschen „Weltwillens", die Tendenz zur Vergottung des Leibes und Verleiblichung des Geistes, mit einem Wort: die naturistische Welthaltung birgt den „Kern" der Neurose bereits in sich.

Im Folgenden will ich versuchen, an Hand des normgenetischen Verfahrens den Wurzeln der naturistischen Weltinterpretation nachzugehen, aufzuweisen, was an ihr „kernhaft" d. h. „seinsmäßig" richtig ist, ferner das, was als seinsmäßig „verkehrt" in Erscheinung tritt, von der Normgenese her in seiner „Verkehrtheit" zu begründen. Wenn das normgenetische Menschenbild stimmig ist, müßte von einer Fortunaanalyse des naturistischen Weltbildes und seines im Naturalismus dann endlich verfestigten psychologistischen Menschenbildes her eine Bestätigung des Verfahrens selber gewonnen werden können. Von der Interpretation des Herder'schen Entelechiebegriffs werde ich dabei ausgehn, den Herder'schen „Strang" der Geistesgeschichte bis zum Naturalismus hin in großen Zügen verfolgen, um endlich am tiefenpsychologischen Weltbild selber Stärke

und Schwäche der naturistischen Lebenshaltung aufweisen und damit ihre Einordnung in den geistigen Raum der Normgenese vornehmen zu können.

In die Frage der Aufstellung einer schlechthin „giltigen" psychologischen Basis, der „psychischen Form", spielt der Begriff der „Freiheit" hinein. Erfüllt der, von der naturistischen Vorentscheidung her aufs rein Innermenschliche gewendete Freiheitsbegriff Herders sich auch in organizistisch zu verstehender „Entelechie", so ist (wie Günther Müller in seinem Aufklärungskolleg nachweisen konnte), trotz aller Innenwendung und Verabsolutierung hier ein Wesentliches doch getroffen: die Erkenntnis der Notwendigkeit einer „keimhaftrichtigen" und „wertigen" Entwicklung ganz bestimmter, individueller Art. Herder überspitzt seine These — und zwar infolge seiner aufklärerischen Vorentscheidung. Er sieht nicht, daß eine „keimgemäße" Entwicklung beim Menschen nahezu unmöglich ist. Aufklärerisch-naturistisch sieht er oder will er das Haupthindernis dieser „organisch-richtigen" Entwicklung und damit der „Freiheit" nicht sehen: den Sündenfall, den Fall der Menschennatur in die Superbia und damit in die Eigengesetzlichkeit der Materie. Denken und Sein sind Herder offenbar eins. Ob deshalb der „Wille" die so geringe Rolle in seinem Sprachfeld spielt? Immerhin, gesehen ist hier das „reine" desiderium naturale, wenn auch idealistisch verzerrt; und zwar wird der von Herder angestrebte und geforderte Zusammenschluß von Denken und Sein innerhalb der menschlichen Person in sich praktisch unmöglich gemacht durch das Fehlen einer menschlichgiltigen Voraussetzung, nämlich des durch den „Willen" von der „Superbia" gereinigten Individualseins, dem „Freiheit" überhaupt erst möglich ist. Die idealistische Verzerrung des Problems bedingt so im Verlauf der Geistesgeschichte eine immer weitere Zerlösung der menschlichen Personeinheit, die im Naturalismus dann in ihrer extremsten Form in Erscheinung tritt. Der Art des Fehlansatzes zufolge konnte sich hier die naturistische Vorentscheidung in die Dekadenz umbiegen, von der „Autonomie" des Menschen ist nur mehr eine Schablone, Schema einer unterbewußt bereits als schemenhaft erahnten und deshalb entwerteten Glaubenswirklichkeit übrig geblieben; bestimmend im letzten Sinn ist die empirisch-tast-fühl- und greifbare Materie geworden, deren nunmehr bald erkannte und anerkannte Eigengesetzlichkeit sich auswirken mußte.

Der Naturalismus aber, und das ist seine geschichtliche Leistung, hat den Mut, wahr zu sein. Als letzte Phase naturistischer Glaubenshaltung zieht er auch die letzten Konsequenzen ihrer, nun auf die rein materielle Wirklichkeit zusammengeschrumpften Weltsicht: die mala proportio, das „Häßliche", ohne Form Seiende, die Saint-Simonistische Gott-Materie werden zum eigentlichen Gegenstand künstlerischer wie wissenschaftlicher Betrachtung (deren rein ästhetizistische Grundhaltung wiederum, rein menschlich und von der Normgenese her betrachtet, den Glauben an einen unbedingten Determinismus und damit den Willen zur Unverbindlichkeit künstlerischen wie wissenschaftlichen Seins und Schaffens in Erscheinung treten läßt). So kann der Mensch des naturalistischen Weltbildes erscheinen: „als Produkt von Vererbung und Milieu", das Kunstwerk — dementsprechend — als: „un coin de la nature, vu à travèrs d'un

tempérament". Der Fatalismus des Naturalismus läßt sich so als letzte und krasseste Auswirkung rein immanentistisch-positivistischer Welt- und Seinsdeutung erkennen.

Der das urtümliche desiderium naturale zum Dämon verkehrenden und verdunkelnden Superbia, der Kardinal-Sünde nach Thomas von Aquin zufolge, erscheint hier der Raum der gesamtmenschlichen Wirklichkeit bis zum äußersten verengt. Ein systematisches Erschließen des in der Romantik geahnten „mütterlichen Grundes" und des „väterlichen Himmels" ist äußerste Notwendigkeit geworden.

Hier ist die geschichtliche Stelle Nietzsches, des Philosophen des Unbewußten, hier die Stelle Freuds, des Psychologen des Unterbewußten. Ohne daß sie von einander wüßten, geht ihrer beider Kampf gegen dieselben Mächte, gegen Moralismus, Aesthetizismus, gegen die sogenannte bürgerliche Kultur, gegen das, was unter Religion gemeinhin verstanden und dabei (vom Naturismus her!) doch nur im Zerrbild gefaßt wird. Der Einsatz für ein neues Menschenideal strebt verschiedenen Zielen zu: hier dem Uebermenschen an Geist, der in seiner Vitalkraft aber faktisch gebrochen bleibt, dort dem (dem gewöhnlichen Zivilisationsprodukt von „Menschen" überlegenen) gesunden „Nur"-Krafttyp, dessen eigentlich geistige Kräfte nicht erkannt werden. Beider, Nietzsches sowohl als auch Freuds Interesse für die Vergangenheit ihres Typus „Mensch" wendet sich dem mythischen Bereich zu. Der eine den hellen, symbolisch-prophetischen Kräften im Bereich der Mythologie, „dem väterlichen Himmel", der andere, erschüttert von dem in der Zeitkrankheit — der Neurose — sich offenbarenden völligen Abgeschnittensein des Menschen von der Natur und ihren Kräften, dem „mütterlichen Grund" sich zuwendend, steuern sie beide die tatsächliche Erschließung einer grundhaften Lebenswirklichkeit an, die, wenngleich nur naturistisch geschaut, so doch in ihrem Naturismus wesentliche Kräfte gesamtmenschlicher Wirklichkeit in Erscheinung treten läßt. So stehen der naturistische „Rationalist" Freud und der naturistische „Irrationalist" Nietzsche in der Schaffung des „Unten" und „Oben" der modernen Geisteswissenschaft am Ende einer jahrhundertealten Tradition. Aus ihren, jeweilig gleichen geschichtlichen, jeweilig aber gänzlich verschiedenen rassischen und psychologischen Bedingtheiten heraus vermögen sie so je eine Halbkugel naturistischer Welthaltung zu beleuchten und in der polaren Spannung der Erkenntnisrichtung ihrer beider Grundkräfte das alte Weltbild aufzusprengen. Was Herder ein Jahrhundert früher unbewußt ahnend gefordert hatte: die organische Einheit von Körper, Seele und Geist, das formuliert jetzt, an der Wende dieses Zeitalters zur Moderne Nietzsche bewußt. Aber auch er bleibt befangen im naturistischen Circulus vitiosus um das eigene, trotz aller empörten Auflehnung gegen die Aufklärungsmoral doch immer noch als „autonom" gewertete Ich. Darum eben vermag er den Weg zur praktischen Lebensmeisterung nicht zu finden, darum eben erscheint die von ihm in künstlerischer Ekstase erschaute Dimension des Wesentlichen durch diese große Kluft vom praktischen Leben getrennt. „Leben" im eigentlich verbindlichen Sinn vermag er deshalb nicht zu lehren, weil er von der Krankheit seines Zeitalters, der Neurose, gepackt, „den Weg" selber nicht finden kann. Das ist zugleich seine Schwäche und Stärke und bedingt seine große

geschichtliche Leistung: das Aufbrechen nämlich der großen abendländischen Geisteskrise um die Wende des 20. Jahrhunderts heraufgeführt zu haben, jener Krise, deren Verlauf entweder zur völligen Dekadenz artgemäßen Denkens oder aber zu einem umfassenden geschichtlichen Neubau führen konnte.

Andeutungsweise konnte ich im vorhergehenden aufzeigen, wie sich die naturistische Phase im Raum der Normgenese selber darstellt. Von hier aus betrachtet stellt sich die Seinsrichtigkeit des Naturismus in der unbedingten kompromißlosen Konsequenzführung, dem „Erkennenwollen um jeden Preis", wenn auch nur innerhalb des natürlich-menschlichen Bereichs, dar. Hier liegt der Grund der geistigen Durchschlagskraft eines Herder und Nietzsche, die bis in unsere Zeit hinein sich erstreckt. So konnte Günther Müller auch zeigen, daß damit dem Barockzeitalter gegenüber, trotz allein scheinbaren Rückganges, doch eine Entwicklung, und zwar eine sehr große stattgefunden hat. Diese Entwicklung bedeutet den Schritt vom Sich-überformen-Lassen zum Sich-selbst-formen-Wollen des Individuums. — Nur von daher wird auch einsichtig, daß Nietzsche, die naturistische Vorentscheidung in ihren Konsequenzen ad absurdum führend, gleichzeitig Erfüllung und Aufsprengung dieser Welt und Glaubenshaltung bedeutet. Weder aber die reine Metapsychologie noch die Lehre vom Uebermenschen[27]) vermögen die in ihrer beider Vorentscheidung mitgegebene Bedingtheit und damit die Kluft, die sie beide vom wirklich gelebten Leben trennt, zu überbrücken. Diese „Kluft" wird m. E. in beiden Fällen bedingt durch die Negation des persönlichen Willens. Erstmalig gesehen ist zwar bei Herder die Möglichkeit „wachstümlicher Willensfreiheit" innerhalb der Entfaltung der individuellen Anlagen. Nicht gesehen aber — und das wohl auch als Folge naturistischer Bedingtheit — ist das „Wie" des zu dieser geistig-personhaften Freiheit Gelangen-Könnens. Das Nicht-Finden-Können dieses für das gelebte Leben so wichtigen „Wie" wiederum ist mit dem oben erwähnten idealistisch-fehlerhaften Ansatzpunkt, der Behauptung nämlich, daß „keimgemäße" Entwicklung schlechthin möglich sei, implicit gegeben. Kein Wunder darum, daß der so verstandene Begriff der Willens„freiheit" bei einer jeden Begegnung mit dem wirklich gelebten Leben (denn eine solche Begegnung führt ja notwendig zur Bewußtheit) immer mehr abblassen und dann zum völligen Determinismus sich umbiegen mußte (Schopenhauers „Welt als Wille und Vorstellung" zeigt die wichtigste Station auf diesem Wege). Ich möchte vermuten, daß auch der Grund für das eigentümlich Verwaschene und Gleitende des Herder'schen Freiheitsbegriffs hier, und zwar in Herders eigenster psychologischer „Unrichtigkeit" zu finden ist.[28]) Weder ganz Dichter ist er darum, noch ganz Philosoph, und seine Schriften vermögen — wie auch die Nietzsches

---

[27]) Der Rationalismus des fanatischen Empiristen und der Irrationalismus des symbolgebenden künstlerischen Menschen treten auch hier, ob zwar auf der gleichen geschichtlichen Basis beruhend, doch als diametral Entgegengesetztes in Erscheinung.

[28]) Interessant wäre es zu wissen, ob Herder etwa neurotisch war. Jedenfalls dürften sich aus seiner Selbstdarstellung im „Journal" viele neurotische Züge ergeben.

ein Jahrhundert später — wohl überkommene festgefahrene Traditions„werte" einer eudämonistischen Bürgermoral aufzusprengen und weite neue Sichten zu erschließen, aber eine Umwertung der Werte, bei Herder implicit, bei Nietzsche explicit gefordert, vermögen sie beide nicht zu aktualisieren, weder persönlich, noch im Spiegelbild ihres Werks. Erklären läßt sich das aus dem Fehlen (und der entsprechenden Negation) jener, die „Person" erst zu einer Einheit zusammenschließenden Willenskomponente, die das Intellektuell-Erkannte dem Individuum erst zu „eigen" machen kann, indem sie die Materie seiner ganz individuellen „Welt" als „gemäße Tat" durchstaltet.

Es muß wohl auf eigentümlich rassische Bedingtheit zurückzuführen sein, daß in der Normgenese „der Wille", „die Schau" und die „gestaltete Form" als die drei Grundpfeiler des Systems überhaupt anzusprechen sind. Der die Lebenskräfte der Herder'schen „Blüte" zur Geistwirklichkeit hin verstraffende „Wille" erscheint hier als erste, die „Schau" selber als zweite und die im „heroischen Trotzdem" geleistete „Durchstaltung" der individuellen Welt, des praktisch zu lebenden Lebens, als dritte Phase. Im Freiwerden von der Superbia bestätigt sich die erste, in der seinsmäßigen Demut vor der Einzelwirklichkeit die dritte Phase. Das Zusammenbeider Willensphasen, sich aufgipfelnd jeweils hin zur „Schau", ergibt erst, in ständiger Bewegung und Neuformung begriffen, das, was Günther Müller als spezifisch-normative „personhafte" Haltung kennzeichnet, und erst dies Zusammen läßt auch den Herder'schen Entelechiebegriff in seiner ganzen Standpunktbezogenheit erkennen. Entelechie in einem konstruierten Raum ist die willenlos gewachsene „Blume" Mensch, dem Fortunagesetz verfallen, ohne eigentliche Wurzeln und ohne eigentliche Frucht. Der die Entelechie Herders vollendende „blinde" Wille wachstümlicher Art jedoch entpuppt sich, von hier aus betrachtet, als Phase des naturhaften desideriums. Von diesen Ausführungen her läßt sich die eigentümliche Bruchstelle des Herder'schen und damit auch des naturistischen Weltbildes erhellen. Hierzu verweise ich auf die diesbezüglichen Ausführungen Günther Müllers in seinem Aufsatz über die „organische Seele im Faust I" S. 185. Ob in dem Steckenbleiben Herders[29]) in dieser Erkenntnisphase wohl eine rassische, eine typisch-ostische Bedingtheit in Erscheinung tritt? Ob wohl damit auch Herders Abneigung gegen Kants kategorischen Imperativ, gegen seine Ethik überhaupt zusammenhängt? Eben weil das „Oben" und

---

[29]) Diese unterste Phase des Desideriums ist, entsprechend ihrer besonderen Eigenart, als appetitus naturalis, dem animalisch-sensitiven Bereich zugeordnet und läßt sich als sinnliches Begehrungsvermögen schlechthin kennzeichnen. Vgl. dazu Summa Theol. Pars. I. qu. 87 art. 4 „Ich antworte ... daß der Akt des Willens nichts anderes ist als eine gewisse Neigung, die auf die gedachte Form folgt, wie die natürliche Strebung, appetitus naturalis, eine Neigung ist, die auf die natürliche Form folgt. Die Neigung aber eines jeden Dinges ist in dem Ding nach seiner Weise. Und daher ist die natürliche Neigung in dem Naturding naturhaft, und die sinnliche Neigung in dem sinnlich Empfindenden auf sinnliche Weise, und ebenso ist die vernünftige Neigung, die ein Akt des Willens ist, in dem Denkenden, wie in seinem Prinzip und eigentümlichen Träger auf intelligible Weise".

„Unten" von Herder nur unterbewußt erahnt, bewußt doch nicht vollzogen wurde, (denn sonst wäre es ja wohl in seiner „Synthese" gesehen worden), vermochte er wohl die individuellen Erscheinungsbedingtheiten um so deutlicher zu erfassen und von diesem Auswahlprinzip her die Basis für die Natur- und Geisteswissenschaften zu erstellen.

Wie immer man die Dinge betrachten will, bezeichnend für das naturistische Weltbild, bezeichnend auch für sein Abgeschlossensein vom wirklichen Leben, ist die hier vorhandene Interpretation des „Willens" als triebhaft-blinder wachstümlicher Macht, die, wie Nietzsche einmal formuliert, als ein „die Organisation bestimmendes Prinzip" von Bedeutsamkeit ist. Durch den äußersten „Mangel", die Unlust, den Schmerz immer wieder in Akt gesetzt, ist hier der „Wille" gesehen als vorübergehender „Zustand" des Individuums, ähnlich wie Fühlen und Denken. Der Wille als Trieb unter- und innerhalb der „Blüte" Mensch ist von der Tiefenpsychologie in seinem dynamischen Kräftespiel empirisch aufgewiesen, wird aber dann zugleich — am Tatsachenmaterial der Neurose ist das Problem der Bewußtheit brennend geworden — in sich aufgesprengt. Und das Ideal der „Blüte", der naiven Geschlossenheit, erscheint von hier aus endgültig zertrümmert.

Es kommt in dem durch Nietzsche endgültig erschlossenen Gesamtgebiet geisteswissenschaftlicher Erkenntnisse der Normgenese nun gerade jene große, überformende Bedeutung zu, weil sie mit ihren beiden Kategorien „Sein" und „Fortuna" dem thomistischen Wirklichkeitsbereich adäquat, die Synthese der geistes- und naturwissenschaftlichen Erkenntnisse zu gewinnen vermag. Ist auch der geistige Ort einer „nur"literarhistorischen Fragestellung als in sich geschlossenes Sondergebiet geisteswissenschaftlicher Erkenntnis anzusprechen, so gibt — dem ihr Wesenhaften gemäß in die gesamtnormgenetische Betrachtungsweise einbezogen — gerade die Literaturwissenschaft auch beträchtliche anthropologische sowohl wie ontologische Einsichten. Der Ort psychologischer und rassischer Fragestellung muß also innerhalb der hier erstellten Fortunadimension zu suchen sein, und die Erkenntnis psychologischer und rassischer Wirklichkeiten erfüllt ihren gradushaft positiven Wert als einerseits ausschließlich analytisches Moment, wenn zum „Sein" vorgedrungen werden soll; als synthetisches andererseits, wenn — wie das bei der literarhistorischen Fragestellung insonderheit geleistet werden muß — es um die Erkenntnis des Stils und der stil- und epochebestimmenden Kräfte geht.

Was die Möglichkeit einer Wechselbeziehung von Literaturwissenschaft, Psychologie und Rassekunde innerhalb des normgenetischen Raumes angeht, so läßt sich an dieser Stelle schon die, wenn zwar noch undeutlich umrissene, Gestalt einer, die geistes- und naturwissenschaftlichen Einzelerkenntnisse zu einem organischen Ganzen zusammenschließenden anthropologischen Seinslehre erkennen. Diese ihrerseits wieder, mit der ihr eigenen, zu stetig wachsender Erkenntnis hindrängenden Kräftekonstellation dürfte — durch die Erschließung immer tieferer, wesenhafterer Sinnzusammenhänge der exakten Einzelwissenschaften — die objektiv-seinsrichtige Gestaltung eines umfassenden modernen Weltbildes ermöglichen. Superbia, die den im höfischen Weltbild noch einheitlich personbezogenen und

-geformten Begriff der w î s h e i t zerspaltende und im Lauf der Jahrhunderte dann teilhaft verabsolutierende Kraft, erscheint hier vom wissenschaftlichen Denken abgestreift, und zwar in der tatsächlichen Anerkennung g r a d u a l i s t i s c h e r Ordnung. Damit ist der Weg zur Zusammenarbeit der Geistes- und Naturwissenschaften unter e i n e m großen überindividuellen, dem ontologischen Gesichtspunkt freigelegt.

Daß der Mensch wohl der „humanisierte Gott der Erde" sein kann, nicht aber Gott — autonomes Wesen schlechthin —, das mußte aber zuvor „in sensu" bewußt werden und konnte es an der privatio boni, dem empirisch erkennbaren „N e g a t i v" zur „richtigen", „seins-mäßigen" menschlichen forma, am geistigen „Krankheits" — besser „De-"formierungsbild der Neurose.

Der kurze Aufweis einiger wesentlicher Entsprechungen Herderscher, naturalistischer und tiefenpsychologischer Weltinterpretation sei hier eingefügt.

Die von Herder und den Aufklärern nur in triebhaftem Sich-Selbst-Verwirklichen des Individuums anerkannte „Willens-freiheit" findet bei Freud, wie sich zeigen ließe, ihre Relativierung in der Tatsache der notwendigen primären B e w u ß t h e i t der t r i e b h a f t e n A n l a g e. Die Trieb-Bewußtheit, so ließe sich sagen, ist das „Maß" des psychologisch als „gut", als „sittlich" zu bezeichnenden Menschen. Faktisch über die hier erstellte Dimension hinaus kommen aber eigentlich weder Adler mit seiner Individualpsychologie, noch C. G. Jung, wenn er die psychologische Sonder- und Idealform, (die Entsprechung zur Herderschen „Blüte") als Wirklichkeit der s c h ö p f e r i s c h e n P h a n t a s i e definiert und in ihrer Differenzierung aufzeigt, noch O. Pfister, der in der Wirklichkeit der „p s y c h o l o g i s c h e n E c h t h e i t" die Bedingung eines Ueberhaupt-erst-in-Erscheinung-treten-Könnens menschlicher Substanz sieht. Es liegen, wie mir scheint, hier — wenn auch ausdrücklich entgegengesetzte, so doch innerlich verwandte A b w a n d l u n g e n derselben psychologischen Grundnorm vor: des nur mit jeweilig verschiedenem Wertakzent versehenen und nur am Psychologischen ausgerichteten Bewußtheitsphänomens. Während Pfister dabei die von ihm erstellte neue Kategorie dem großen Zusammenhang der Psychoanalyse einfügt, vermag er die psychoanalytische Technik selber zu differenzieren und sie damit als pädagogische Heil- und Erziehungsmethode fruchtbar zu machen. Jung, mit seiner Entdeckung der „psychologischen Typen" schlägt eine andere Richtung ein.

An der Gegenüberstellung der Freudschen „Es"- und der Adlerschen „Ich"-Psychologie, in denen beiden er rein analytisch einseitig verabsolutierende Methoden erblickt, erläutert er das T y p e n p r o b l e m: „Wie die Psychologie die Phantasie bewertet, so lange sie bloß Wissenschaft ist, zeigen uns die bekannten Ansichten von Freud und Adler. Die Freudsche Deutung reduziert die Phantasie auf die kausalen elementaren Triebprozesse. Die Adlersche Auffassung dagegen reduziert sie auf die elementaren finalen Absichten des Ich. Ersteres ist eine Triebpsychologie, letzteres eine Ichpsychologie. Der Trieb ist ein unpersönliches biologisches Phänomen. Eine darauf basierte Psychologie muß naturgemäß das Ich vernachlässigen, denn das Ich verdankt seine Existenz dem principium individuationis, der individuellen Differenzierung, die kein allgemeines biologisches

Phänomen ist wegen ihrer Vereinzelung. Obschon allgemeine biologische Triebkräfte auch die Persönlichkeitsbildung ermöglichen, so ist doch eben gerade das Individuelle essentiell verschieden vom allgemeinen Triebe, steht dazu im striktesten Gegensatz, wie das Individuum als Persönlichkeit sich immer von der Kollektivität unterscheidet. Sein Wesen besteht eben gerade in dieser Unterscheidung. Jede Ich-Psychologie muß daher gerade das Kollektive der Triebpsychologie ausschließen und übergehen, denn sie beschreibt eben den Ich-Prozeß, der sich vom Kollektivtriebe differenziert. Die charakteristische Animosität zwischen den Vertretern der beiden Standpunkte rührt von der Tatsache her, daß der eine Standpunkt konsequenterweise eine Entwertung und Heruntersetzung des anderen Standpunktes bedeutet. Denn solange die Unterscheidung zwischen Trieb- und Ich-Psychologie nicht anerkannt ist, so muß natürlich die eine wie die andere Seite ihre Theorie für allgemein gültig halten... Innerhalb beider Typen (Freud und Adler) geht die wissenschaftliche Tendenz dahin, alles auf das eigene Prinzip zu reduzieren und daraus wieder zu deduzieren. Diese Operation läßt sich besonders leicht an den Phantasien vollziehen, indem diese nicht wie die Funktionen des Bewußtseins, sich an die Realität adaptieren und darum objektiv orientierten Charakter haben, sondern rein trieb- und ichgemäß sind. Das Grundschema ist ... bei Freud die Sexualität, welche die stärkste Beziehung zwischen Subjekt und Objekt ausdrückt, bei Adler dagegen die Macht des Objektes, welche am wirksamsten gegen die Objekte sichert und dem Subjekt eine jede Beziehung aufhebende und unangreifbare Isolierung gibt ... Erstere Ansicht dürfte daher im wesentlichen extravertiert, letzte dagegen introvertiert sein." [30])

In dem aus der „kompensierten" Phantasie dann hervorgegangenen „imaginativen Bild" sieht Jung den Urgrund aller schöpferischer Wirklichkeit.[31]) Seine analytische Methode ist dieser Erkenntnis entsprechend. Im Gegensatz zur Freudschen reduktiven, aus der sie ursprünglich hervorging, ist sie eine mehr „progressive", wenn ich diesen Ausdruck wagen darf. Soll so in der Freudschen Analyse die völlige Zertrümmerung des psychologischen Ich und seiner bisherigen Lebenswerte geleistet werden, um dem Neurotiker ein völlig neues Leben in der Bewußtheitsdimension zu ermöglichen, so erschöpft sich die Jungsche Analyse in einem weniger totalen, darum aber wohl auf den ersten Blick leicht positiver einzuschätzenden Verfahren: die minderwertigen seelischen Funktionen, deren Verdrängungsprodukt der psychologische Typ darstellt, sollen aus dem Unterbewußten heraufgeholt und ihre Energie damit dem psychologisch bewußten Lebenskreis wieder zugeführt werden. Es ist hier die Wirklichkeit der schöpferischen Phantasie als letztgiltiges psychologisches Ideal gesehen. Damit bleibt Jung aber dem Naturismus ebenfalls verhaftet und vermag höchstens das Negativ des psychologischen Ideals umso reiner und differenzierter herauszukristallisieren. Jung legt m. E. den Traditionswerten sowohl wie dem bewußten Ich des Individuums einen zu großen Wert bei, und eben mit diesem Versuch

[30]) Jung, Psychologische Typen S. 86.

[31]) vgl. dazu Jung, „Der Zustand der religiösen Andacht ist ein Kollektivphänomen, das nicht an individuelle Begabung geknüpft ist" S. 173.

einer möglichsten Schonung der vorhandenen Wertschemata scheint mir die an sich notwendige Indifferenz des tiefenpsychologischen Weltbildes getrübt, wenn auch an der Aufwerfung des Typenproblems für die geisteswissenschaftliche Weiterarbeit ungeheuer wichtige und weittragende Zusammenhänge erhellt werden.

In O. Pfisters Versuch einer Ethogenese ist, wie mir scheint, die völlige Herausarbeitung des tiefenpsychologischen Weltbildes gewonnen. Das hier erstellte gänzlich labile Wertsystem, auf jeder einzelnen seiner Stufen der jeweilig individuellen Wirklichkeit als immer wesentlich sich gleichbleibende und der Intensität nach graduell zu unterscheidende „psychologische Echtheit" vermag von der Normgenese aus als das in der jeweilig psychologisch „echten" Form wenn zwar teilhaft, so doch wirklich erscheinende „Selbst" erkannt zu werden.

Die Tiefenpsychologie, wie immer sie sich in ihren einzelnen Abarten unterscheiden mag, zeigt also im wesentlichen die verschiedenen Wege des Sich-in-der-Welt-Zurechtfindens des Individuums und weiter den Sinnzusammenhang des bewußten vorgeformten Ich mit seinen unterbewußten Schichten auf.

Das, wie immer es geleistet werden mag, In-Einklang-Bringen der bewußten Ichinhalte mit den Tiefen-Schichten des „Selbst" ermöglicht jedoch erst das Abstreifen der „individuellen" Wirklichkeiten und „Werte" als der einzigen Werte und läßt sie eine personbezogene Umwertung und Einordnung erfahren. Diese Umwertung, bei Freud mit vielen Kompromissen, bei Adler, Jung und Pfister weit konsequenter angestrebt, ist ein letztendlich durch die Vernunft, die vom Lebensrhythmus abgelöste „ratio", bestehendes Ganzes. Sexualität und Machtstreben sowie auch das Vorhandensein typischer, individueller Einseitigkeiten sind das, was hier in Angriff genommen wird. Was sich hier im psychoanalytischen Widerstand der Uebertragungsneurose, dort in einer letztmöglichen bis zum Zerreißen gesteigerten Spannung des Individuums zeigt, ist im Grunde ein gleiches noch psychologisches Phänomen. Das Zurückschrecken vor der nun, der ratio gemäß, zu leistenden Aufgabe einer gemäßen Anverwandlung der Formen des wiedererschlossenen Lebensraumes; einer Aufgabe, die sich ja nun in der Tat von einer psychologistisch-naturistischen Weltsicht her äußerst unzulänglich leisten läßt und die sich, ausgerichtet am psychologischen Maß der Sittlichkeit, der Bewußtheit, erfüllen läßt erst in ihrer Kompensierung mit dem thomistischen, der menschlichen Totalwirklichkeit aufruhenden Sittlichkeitsideal: der „Klugheit", die Bewußtheit, Erkennen und Wollen in sich begreift. Auch hier ist Gradus-erfüllung oberstes Sittlichkeitsgesetz, aber eben nicht allein die individuell-naturistische, sondern mit ihr und der „unter"personalen die „über"personal bedingte. Nicht mehr Maßstab der Dinge ist der individuelle Mensch, sondern hinaufgehoben in die kosmische Ordnung erscheint die Individualität wieder als formfähige Materie für die „überpersonale" geistige und „göttliche" forma, an deren Wirklichkeit und Licht diese Individualität, als die so besonderte Materieform teilzuhaben imstande ist. Das naturistische Problem der Willens- und Erkenntnisfreiheit ist hier in seiner Doppelschichtigkeit sinnlos geworden. Freiheit des „Willens" und der

Erkenntnis sind e i n s, insofern das Individuum seine Sonderform seinsmäßig erfüllen kann nur nach der, eben dieser individuellen Sonderform wieder immanenten und den Grad ihrer Potenz bestimmenden, Erkenntnisform.

Ich komme nun zur Darstellung der N o r m g e n e s e selber, um daraufhin von dem dort in Angriff zu nehmenden Problem der „Einheit von Dichter, Werk und Betrachter" die Verdeutlichung dessen anzugehen, was oben als „psychische forma" bezeichnet wurde.

* * *

Teil II.

Normgenese.

Wenn in Teil I Wirklichkeitsanschauung: — die allmähliche Ausfaltung des Gesamtbereichs vom Faktenmäßig-Empirischen her — und methodologisch-begriffliches Durchdringenwollen — ein Versuch seiner vorläufigen Bereinigung — Hand in Hand gehen und oft sich eng und fast untrennbar miteinander verbinden mußten, so lag das an der Art der gestellten Aufgabe, die ein der Wirklichkeit gerechtwerdendes Ertasten des noch dunkeln, vielschichtigen Bereichs zur Voraussetzung hatte. Der mit Hilfe solchen Einkreisens von verschiedenen Seiten her gewonnene und in sich bestätigte Ansatzpunkt methodologischer Weiterarbeit, der der „Form als Wirklichkeit" aufruhende Formbegriff, ist nun von der normgenetischen Methode her systematisch zu entfalten. Es muß dabei vom spekulativen Bereich einmal, vom psychologisch-faktenmäßigen Bereich zum andernmal ausgegangen werden, wenn eine die Dinge wesentlich fassende Kompensierung von intro- sowohl wie extravertiertem Denken zustande kommen soll. Dazu aber bedarf es einer Verstraffung der in Teil I ohne strenge logische Ordnung aneinandergereihten Erkenntnisse, einer Darstellung der normgenetischen Methode selber. An der Art der Einkreisung der soviel umstrittenen und in der Methode implicit gegebenen Wirklichkeit der Einheit von Künstler, Werk und Betrachter möchte ich den Gang der Methode selber in etwa zu verdeutlichen suchen. Der Schwierigkeit dieses Unternehmens bin ich mir voll bewußt. Sie liegt darin begründet, daß hier ein, — eben weil normgenetisches, in dauernder Anverwandlung an die Wirklichkeit begriffenes — Gefüge vorliegt, das in Bezug auf eine in der Hauptsache psychologische Realität dargestellt werden soll. Das Mit-der-Methode-selber-Arbeiten und der Versuch ihrer gleichzeitigen Darstellung wird im folgenden sich in einer oft vielschichtigen Ueberlagerung der Dinge auswirken. Wenn es aber gelingt, diese Methode in ihrer Vielschichtigkeit zu bestimmen, dürfte dies Gelingen auch zu weiterführenden psychologischen sowohl als auch literaturwissenschaftlichen Erkenntnissen hinleiten.

Normgenetisches Verfahren setzt, indem es den Anspruch erhebt, um Norm zu wissen, ein Doppeltes voraus: die aus dem seinsgemäßen Zusammen sensitiven und intellektiven Erkenntnisvermögens (dem reinen — „gereinigten" — Desiderium naturale) erwachsende Möglichkeit eines Erkennens, Schauens, seinsgrundhafter Wirklichkeit auf der einen Seite, ihre als „Fünklein" erscheinende partielle gradushafte Existenz im Einzelmenschen anderseits. Weiter wird vorausgesetzt, daß der im Abstreifen der psychischen Verschalungen und Verkrustungen das Ich überwindende und zum „Selbst", zum „Fünklein", hinfindende Mensch die Grenzen der „creatio" auf-

zusprengen und in ekstatisch-sinnenhafter oder in ekstatisch-erkenntnishafter „Schau" am Urgrund der Dinge teilzuhaben vermag. Daß die künstlerische „Gestaltschau" sowohl wie die in diesem Sinn wissenschaftliche „Erkenntnisschau" hier ansetzen und von hier aus verstanden werden muß, mag aus Teil I hervorgegangen sein.[1]) Das deutet auf die gemeinsame („menschliche") Ausgangsebene bei der Betrachtung des Problems der Einheit von Dichter, Werk und Betrachter und läßt als gemeinsames Grenzbereich beider Fachwissenschaften, der Literaturwissenschaft wie der Psychologie, das der Psychologie des Schöpferisch-Unbewußten aufscheinen. Die seit Nietzsche immer wieder angegangene Frage nach dem „Wie" der unterbewußten Wechselbeziehungen von Dichter und Werk kann weder vom Nur-Ontologischen noch vom Nur-Psychologischen her erhellt werden. Beizukommen ist diesem Problem nur über eine erste Entwirrung des jeweilig unterbewußten Kraftfeldes persönlicher Art, und zu Ende gedacht werden kann sie nicht ohne Hinblick auf die mystische Wirklichkeit des dem Werk immanenten „gespiegelten Funkens". Beides hält und trägt sich gegenseitig, und erst so wird die „Einheit" von Dichter und Werk in ihrer ganzen Totalität wirklich. Nimmt man dazu noch die Wirklichkeit des Betrachters — denn das literarische Kunstwerk als Bedeutungsgefüge erfüllt ja sein Sein erst ganz im Aktualisiert-Werden —[2]), so tut sich von hier aus eine ganz neue Sicht auf. Der beim Künstler stets vom Dunkel des Schöpferisch-Unbewußten verhüllte Entstehungsgang des Werks erscheint in umgekehrter, „typisch"-bedingter Spiegelung faßbar. So wirft die Psychologie der von Bremond beschriebenen Katharsis ein Licht auf die dem künstlerischen Schaffen voraufgehende psychische und geistige Kräftelagerung. Sah Bremond in der Leidenschaft als „metaphysischer Schwäche" das Haupthindernis der Katharsis und im „leidenschaftslosen" Erkennen und Schauen-Können ihre erste sichtbare Wirkung,[3]) so möchte ich glauben, daß hier beim Künstler und Betrachter ein wesentlicher, grundlegend gleicher, nur eben umgekehrter Verlauf psychischer und physischer Bedingtheiten vorliegt. Ein psychologischer Vorgang, der die giltige Voraussetzung dessen darstellt, was Günther Müller als die, jeder richtigen Wirklichkeitserkenntnis voraufgehende, „normative Haltung" kennzeichnet. Der Weg der Analyse erscheint von hier aus immer deutlicher gekennzeichnet. Einer Verdeutlichung der normgenetischen Methode und der von ihr aus erfaßbaren Formwirklichkeit muß nämlich von der andern Seite sozusagen die Erkenntnis dessen entgegengehen, was als „Fortuna" im psychologischen Sinnbereich anzusprechen ist und gleichsam negativ der Katharsis entgegenwirken muß. Die im „Funken" den „Grund" ausfaltende und vermittelnde Katharsis soll so einmal in ihrer inneren Wirklichkeit, in ihrer äußeren Bedingtheit zum andern Mal, zum dritten in ihrer Wirkweise verdeutlicht werden.

---

[1]) Vgl. auch Günther Müller, Deutsches Dichten und Denken vom Mittelalter zur Neuzeit. Sammlung Göschen, Berlin 1934, im 3. Kap. über Dichtung, S. 95.

[2]) Vgl. R. Ingarden. Das lit. Kunstwerk, 1931.

[3]) Vgl. H. Bremond: Mystik und Poesie a. a. O.

Das als normative Literaturwissenschaft umrissene Bezugsbereich setzt also, als Methode, die Existenz einer, in ihrem Ansatz und Schwerpunkt festen, im Uebrigen aber graduell durchaus beweglichen Werteskala voraus. Diese wiederum, als begriffliche und darum eben leicht der Erstarrung und Verkrustung ausgesetzte Verdeutlichung eines lebendigen Seinszusammenhanges, ruht als ein Rational-Abgeleitetes einer Wirklichkeitsschicht auf, von deren jeweilig neuer, tieferer Erkenntnis aus die ständig feinere und differenziertere Ausfaltung des Begriffsgefüges zu gewinnen ist.

Die hier gemeinte Schicht der Wirklichkeit ist jene der in der Stufenordnung — Formstufung — des Weltganzen sich offenbarende Gesetzhaftigkeit der allem organischen und anorganischen Sein zugrundeliegenden „Norm", in deren Erkenntnis wieder das in einer noch tieferen Schicht „wesende" geistig-tätige Prinzip, das „Sein als Wirklichkeit" für den Menschen mittelbar zunächst nur in Erscheinung zu treten vermag. Als Angelpunkt sozusagen der normgenetischen Methode erscheint so das dem ontologischen Weltbild immanente Gesetz, das „Giltige" des in der Vielheit der geschaffenen Formen sichtbar werdenden Einen, des Absoluten, das sich, gerade seiner Erscheinungsweise wegen, auf dem Erkenntnisweg immer nur indirekt fassen läßt: auf dem Weg nämlich unermüdlichen Analysierens und Abstrahierens der „Fortunabedingtheit" von dem in der Formwirklichkeit offenbar werdenden Sein.[4]) Als Erkenntnisziel schwebt also vor, die gesetz- und wesenhaft-unmittelbare Einheit dieses letzten „Einen" zu erforschen, vorzudringen also von mittelbarem zu immer mehr unmittelbarem Erfassen des Seins. Andererseits ist die „Vielheit" der „Welt" im weitesten Sinne ja überhaupt für die spezifisch-menschliche Erkenntnismöglichkeit nach Thomas von Aquin das Mittel der „Einheits"erkenntnis. In diesem Sinn ist das eben berührte Vordringen oder Tieferdringen von Seinsschicht zu Seinsschicht zu leisten. Genetisch stellt sich daher der, der normgenetischen Methode voraufgehende, Erkenntnisvorgang analog dar dem oben erwähnten „Wie" des Aufeinanderfolgens der verschiedenen Wirklichkeitsschichten: rationales Gefüge „Norm", totales, rationales sowohl wie irrationales Sich-Dartun der, in der „Formwirklichkeit" sichtbar werdenden „Seinsnorm", deren unmittelbare Erkenntnis wieder zur „Schau" des Teilseins hinführen soll.

Deutlich sichtbar machen lassen sich hier zunächst die beiden Pole, deren Spannungsweite das Kraftfeld dessen bestimmt, was oben mit dem Begriff „normative Literaturwissenschaft" bezeichnet wurde: Die auf dem Weg ontologischer Erkenntnis gewonnene und vorerst als nur abgelöst rationales Begriffsgefüge sich darstellende „Norm" und das, in seiner ganz bestimmten „Form" sich verdeutlichende „Wie" von Wirklichkeitsbewältigung, (die ja wieder ein Nacheinander von Einzelformbewältigungen voraussetzt). Dies zweite ist die „menschliche forma", die, als eigengesetzliche Erscheinungsform „humaner Substanz", sekundär erst die, das Eigensein des Kunstwerks, seine Substanz, zum Erstrahlen bringende „Gestaltform" begründet.

---

[4]) Zu diesem analytischen „Negativ" vgl. das in dem oben genannten Fortunaaufsatz deutlich werdende „Positiv".

„Humane Substanz", als eigentlich menschlich-personhafte Form, und künstlerische Gestaltform, in der eben diese Substanz zur Erscheinung kommt, sind beide wesensverwandt, zunächst schon ihrem rein äußerlichen Werdegang nach, dessen Richtungshaltung psychologisch weitestgehend zu erfassen sein dürfte. Wesensverwandt aber sind sie vor allem durch ihr gemeinsames Zentrum: die, in der unbewußten oder bewußten Aktualisierung der Geistpotenz das schöpferisch-gestaltmögliche Bereich sich erschließende „Seele" des Künstlers resp. des Erkennenden. Zwei Wirklichkeitsbereiche überschichten sich an dieser Stelle. Wenn ich auch im folgenden immer wieder die Einheit von Künstler und Werk betonen werde, so möchte ich doch hier kurz noch auf die Verschiedenheit ihrer beider Seins„arten" hinweisen. Das Werden der schöpferischen Persönlichkeit ist, rein seinsmäßig betrachtet, ein anderes als das des Werks. Primär und grundlegend ist, wie ich oben schon andeutete und in Teil I mit Stellen aus Bremonds „Mystik und Poesie" bestätigen konnte, das „Werden" der „humanen Substanz", die in immerwährend neuer, bewußter oder unbewußt-„richtiger" Wirklichkeitsbewältigung ihre immer vollkommenere und eigentlichere forma gestaltet. Anders die „Werksubstanz", die biogenetisch-kausal betrachtet, immer ein Sekundäres, ein, sozusagen, aus eben dieser „Substanz-Phase" des Künstlers „gespiegeltes" und darum im Punkt seines Vollendetseins schon — mit Hinblick auf die geistige Weiterentwicklungsmöglichkeit seines Gestalters — in seinem Wert„gradus" festgelegtes und sozusagen erstarrtes Form-Sein ist. Die menschliche forma und die forma des Werks aber, obwohl sie sich zueinander verhalten wie „Sein" und „gespiegeltes Sein", haben, wie oben schon angedeutet, ihr gemeinsames Zentrum in dem, was sie beide in gleicher Weise aufstrahlen lassen: der humanen Substanz, die in ihrem ersten und letzten Sinn Erkenntnisaktualisierung bedeutet, mag sie sich nun in symbolhafter Gestaltung oder begrifflicher Formung von Erkenntnisschau dartun. Ein interessanter Vergleich ergibt sich an der folgenden aristotelisch-thomistischen Deutung des Kunstwerks: „Die Weisheit wird nur insofern „beweglich" genannt, als sie den Glanz ihrer Vollkommenheit ausstrahlt bis in die niedersten Wesen. Es kann nämlich nichts geben, das nicht von der göttlichen Weisheit ausgegangen und ihr nicht irgendwie nachgebildet wäre als der ersten bewirkenden und formgebenden Ursache, genau so wie das Kunstwerk seinen Ursprung hat in der Weisheit des Künstlers. Weil nun der Widerschein der ewigen Weisheit stufenweise von den höchsten Wesen, die ihn unmittelbar empfangen, weitergeleitet wird zu den niedersten, in denen er schwächer leuchtet, so spricht man von einem Ausgang, von einer Bewegung, die von der ewigen Weisheit ausgeht in die Dinge; wie man auch von der Sonne sagt, sie komme bis zu uns, weil ihre Strahlen bis zur Erde gelangen."[5])

Im Teil I deutete ich bereits an, daß die Dreieinheit von Künstler, Werk und Betrachter irgendwie substantieller Art sein müsse. Nach dem Voraufgehenden glaube ich jetzt dahin differenzieren zu dürfen, daß diese substantielle Einheit von Künstler, Werk und Betrachter ein in der Wirklichkeit des Kunst-

[5]) Vgl. Thomas von Aquin „Summa theologiae" Pars I, qu. 9, art. 1.

werks selbst sich Zentrierendes ist, gründend auf der gemeinsamen Basis eines psychologisch-geistig irgendwie „richtigen" Teilhabenkönnens an derselben forma und — in einer Schicht tiefer — an demselben Sein.

Es dürfte damit der Ueberschneidungspunkt der oben erwähnten „Gegensatz"-Welten: rationales Gefüge „Norm" und „formal sich mitteilendes Sein" gefunden und gleichzeitig damit die zunächst rein innermenschliche Voraussetzung der normgenetischen Methode erstellt sein: die „psychische forma" des Betrachters. Von seiner „menschlichen" Wirklichkeit, seinem zunächst also psychologisch-„richtigen" Erfassen der Form-Ganzheit ist die Möglichkeit eines sinnvollen Aneinanderausrichtenkönnens von „Begriffsgefüge" und „Form" abhängig zu machen.

Hier bei der Frage nach der Wechselbeziehung von Betrachter und Werk, taucht wieder das Problem der Form auf; der Form als jener Wirklichkeit, die, als Mittelglied zwischen reinem Denken und reinem Sein, das Bereich spezifisch-menschlicher Erkenntnismöglichkeit ausmacht.[6]) Die im ersten Teil versuchte vorläufige nur und schematische Aufschließung der beiden Forminbegriffe: „Kontur" und „Struktur" sollte von anderer Stelle her die beiden, die Formwirklichkeit selber ausmachenden „Gegensätze" verdeutlichen; sollte den notwendigen Zusammenfall des nur scheinbar Entgegengesetzten in einer höheren, eigengesetzlichen Ganzheit erhellen, die wir, ob unsere Erkenntnis noch „typisch" bedingt ist oder nicht, doch alle in gleicher Weise als Form schlechthin bezeichnen. Unter bewußter Weglassung der unendlich vielen psychologischen Zwischenmöglichkeiten versuchte ich dann, an der Kontrastierung der den beiden Forminbegriffen und -„gegensätzen" analogen Weltanschauungsweisen des „Moralisten" wie des „Ethikers" zu zeigen, daß an den Resultaten beider, „bewußt" zwar auf dieselbe Wirklichkeit (angebliche Formganzheit) gerichteten Erkenntniswege — des empirisch-rationalen und des intuitiven — ein jeweilig gemeinsames, wennzwar nur punktweise Richtiges zur Erscheinung kommen konnte. Eine, mit der Fortunakategorie arbeitende zusammenfassende Analyse beider Sehweisen dürfte erbringen, daß in einem, beide Arten „Welt" zu interpretieren ein- und damit schon überformenden Ganzen eine sinnvolle, das Wesen beider zusammenfassende Synthese sich ergeben kann; daß, im Zusammenfall der — sich dort als durch verschiedene Fortunadisposition „bedingt" herausstellenden — Gegensätze, ein höheres, überindividuelles, überzeitliches und -räumliches Gesetz zur Erscheinung zu kommen vermag: das „struktur"- sowohl wie auch „kontur"bestimmende Lebensprinzip der Form, die ihr innewohnende Seinsidee, die, in ihrer Ganzheit zu erfassen — um das rückgehend noch einmal zu verdeutlichen —, eine ganz bestimmte, psychologisch noch faßbare Wirklichkeit voraussetzt: die Kompensierung von sensitivem und intellektivem Kräftebereich, rational-sinnenhafter und irrational-intuitiver Erfahrung, ihrer beider Synthese: (im Sinn des eigentlich Wesentlichen) „humane Substanz", unbewußte oder bewußte menschliche forma. „Denn jedes Ding wird erkannt durch eben das,

[6]) Vgl. Sertillanges a. a. O. S. 548.

was es in Akt setzt, und die Aktualität des Dinges selbst ist so gewissermaßen sein Licht."[7])

Was voraufgehend über die Einheit von Künstler, Werk und Betrachter gesagt wurde, läßt nach dem nun Verdeutlichten sich dahin differenzieren, daß die, in der forma des Werks selbst sich zentrierende Einheit des „Teilhaben-Könnens" die gemeinsame Basis psychischer Kompensierung voraussetzt; jener psychischen forma C. G. Jungs, die, obwohl dort vom abgelöst Psychozentrischen her als Basis allen künstlerischen Schaffens erkannt, wesentlich identisch sein dürfte mit dem, was Thomas von Aquin als bona proportio aller menschlichen Kräfte und damit als eigentliche Voraussetzung des Erkenntnisaktes dartut. Die ontologische sowohl wie die psychologische Verdeutlichung jenes von der normgenetischen Methode umrissenen Wirklichkeitsbereichs habe ich in Teil I angestrebt. Hier sei nur gesagt, daß es die zu gleichen Teilen vom Ontologischen und Empirisch-Psychologischen her erstellbare Basis dieses Bereichs ist, auf der die eingangs erwähnte Wertskala ansetzen muß. Liegt doch hier — graduell gesehen — der Ansatzpunkt der „humanen Substanz", und zwar begründet in der ersten Aktualisierung „richtiger Erkenntnis". Diese In-Akt-Setzung „richtiger" Erkenntnis formt das Individualsein erst zur menschlichen „Person", indem es ein die freie Entfaltung all seiner individuellen Kräfte Ergänzendes und Vollendendes darstellt. Das Sich-selbst-Finden der Person ist also erst in dieser ihrer ersten „Freiheits"phase als möglich und wirklich anzusetzen, und erst hier läßt sich sinnvoll von der Möglichkeit künstlerischer oder erkenntnishafter „Schau" reden.

Verdeutlicht Günther Müller den Begriff der „humanen Substanz" am Gradus steigender Erkenntnisaktualisierung einerseits, an dem der jeweilig neuen „Bewußtheit" andererseits, so wird einsichtig, daß das „Mittel" beider, die als höhere Wirklichkeit, als „Geist-Ich" angestrebte Synthese, von außen her gesehen, sich immer wandeln, immer mehr der ihr zugrundeliegenden Form- und Seinsidee sich zuformen muß. So bildet den äußersten Punkt jener Werteskala der wohl seltene Fall gänzlicher Aktualisierung der jeweilig mit- und „aufgegebenen" Geistpotenz und damit die Tatsache einer „gemäß" durchformten Materie. Im Vorhergehenden führte ich aus, daß die beiden, scheinbar unvereinbaren Gegensatzebenen „Norm" und „Form" ihre Ueberschneidung, ihr „Mittel" sozusagen im Betrachter finden. Von seiner psychologischen Wirklichkeit hängt es ab, Begriffsgefüge und Form jeweilig so aneinander ausrichten zu können, daß die, in einer höheren Wirklichkeitsdimension angestrebte Synthese, jene (von Günther Müller als „überrationale", „geistige" Erkenntnis bezeichnete, die Grundkraft der anima mystica[8]) darstellende) überrationale „Schau" wirklich werden kann. Von da aus erst nimmt die eigentlich normgenetische Methode ihren Ausgang. Einen Kompensierungsvorgang im Großen stellt sie so dar, insofern, als jetzt, in dauerndem An- und Ausgleich von der als „giltig" erkannten Seinsidee her bestimmt, die Entrationalisierung und Differenzierung des Normgefüges einerseits, die deutlichere Wert-

[7]) Sertillanges a. a. O. S. 558.

[8]) Vgl. Günther Müller: Deutsches Dichten und Denken vom Mittelalter zur Neuzeit. (1934)

gradusbestimmung der jeweilig fraglichen forma andererseits geleistet wird. Angestrebt wird so letzten Endes ein der „geschauten" Geistwirklichkeit gemäßes, möglichst analoges, geistiges Gefüge, das wieder tieferes Vordringen und damit gleichzeitig weitere Differenzierung des „Instrumentes", der Methode selber, möglich macht.

Analog zu der, die Einheit von Künstler und Werk begründenden, Wechselbeziehung von Sein und gespiegeltem Sein läßt sich hier das Bezugsbereich „Werk" und „normativer Betrachter" erkennen und deuten. Die humane Substanz erscheint auch hier als das Gemeinsame, Primäre und Tragende. Ist es doch die totale menschliche forma des Betrachters erst, die die Möglichkeit normgenetischer Methodik in Erscheinung treten läßt, einer Methodik, die in einem — die Wirklichkeiten Ratio und Intuition ein- und überformenden — kompensierenden Erkennen der Vielheit des „Außen" zur Schau des letzten „Einen" vorzudringen sucht.[9])

Zurückblickend auf die das Bezugsbereich der normgenetischen Methode erstellenden „Gegensatzwelten", läßt sich von hier aus sagen, daß, bei der, nun als notwendige Voraussetzung des Systems erhellten, „humanen Substanz des Betrachters" der Begriff „rationales Gefüge" sich mit dem der, Ratio und Intuition — die beiden Grundkräfte der „organischen Seele" — umschließenden und sie einformenden, „geistigen Erkenntnis" ersetzen läßt. Auf der anderen Seite bleibt das, in der Vielheit der Formen sich offenbarende Sein als „Mittel" ständig tieferer Erkenntnis. So erscheint nun die Methode selber in ihrem Kräftespiel als organische Einheit, die sich als „Vorgang der Geistaktualisierung" knapp umschreiben läßt.

Bei diesen Ausführungen bin ich bewußt von der Wirklichkeit humaner Substanz des Betrachters ausgegangen, dem Idealfall des Problems, darum eben, weil es mir vorerst darauf ankam, auch hier Ansatz- und Endpunkt einer relativ festen Wertskala zu gewinnen: die Kompensierungsebene einmal, den Gradpunkt letztmöglicher Geistaktualisierung[10]) andererseits. Im übrigen sind auch hier die Dinge wieder gradualistisch zu sehen. Der Grad humaner Substanz wird — bei der unlösbaren Einheit und Verbundenheit von der Person des Betrachters und dem System selber — (eigentlich verhalten sie sich doch auch wie Gestalter und Werk) in den weitaus meisten Fällen dem, in der jeweiligen Differenziertheit des Normgefüges deutlich werdenden „Giltigkeits"gradus, dem „Wert"gradus also des Systems selber proportional sein. Nun könnte man einwenden, daß hier eine außerordentlich subjektive Methode vorläge? Abhängig vom erkennenden Subjekt ist sie allerdings, aber gerade nicht subjektiv. Natürlich muß, wie die Rothacker'sche Scheinwerfertheorie erhellt, die Standpunktbezogenheit und damit Subjektivität aller rationalen und intuitiven Erkenntnis zugegeben werden. Zugegeben werden muß aber auch, daß bei der zusammenfassenden Analyse all dieser, uns als subjektive

---

[9]) Günther Müller, Deutsches Dichten und Denken vom Mittelalter zur Neuzeit. Kap. III: Dichtung.

[10]) Es ist der Begriff der Geistaktualisierung durchaus nicht im Sinn spiritualistischer Weltflucht zu verstehen. Im Gegenteil ist mit ihm bezeichnet die begrifflich immer nur punktuell zu erfassende Wirklichkeit des „gemäßen" Ineinanderverwobenseins von Form und Materie.

Erkenntnis zu Gebote stehenden Lichtkegelbereiche die Möglichkeit einer sinnvollen Synthese des ihnen allen Wesentlichen gegeben ist, daß weiter in dieser Synthese ein lebendiger Seinszusammenhang aufzustrahlen vermag, dessen „Erkenntnis-Schau" und Aktualisierung den bis dahin subjektiv bedingten Erkenntnisstandpunkt dem objektiv-„giltigen" immer mehr anzugleichen vermag.

Um das zu sehen, braucht man sich nur an Hand der aristotelisch-thomistischen Erkenntnislehre das Verhältnis des subjektivbedingten Begriffsbildes zu der in diesen Begriffen „ergriffenen" Wirklichkeit zu vergegenwärtigen: „Der Erkenntnisakt endet nicht notwendig in der Begriffsbildung; der formale Terminus dieses Aktes ist vielmehr die Kontemplation, die reine theoria des Wirklichen. Wo aber Begriffe gebildet werden müssen, da kann die Begriffsbildung niemals als Zweck, sondern immer nur als Mittel des Erkennens, nämlich als Mittel zu seinem wesentlichen Zweck, der Contemplatio, auftreten."[11])

Gerade die von Günther Müller als Grundbedingung humaner Substanz vorausgesetzte steigende Bewußtheit der Einzelentscheidungen, ihre Zentrierung hin auf das Wesentliche, das eigentliche Geist-Ich, setzt seitens des Betrachters ein Freiwerden von subjektivtypischem und damit einseitigem[12]) Erkennen voraus und rechtfertigt somit den Giltigkeitsanspruch des — mit Hilfe der normgenetischen Methode — als „wesentlich" Erkannten in sich. Implicit ist eben hier noch das Bereich der gesamten Tiefen- und Typenpsychologie umschlossen, und die von dort her erbrachten und zu erbringenden Einsichten können zur immer weiteren Differenzierung des geistigen Gefüges selber beitragen.

Im Voraufgehenden sagte ich, daß die Einheit von Künstler, Werk und Betrachter ein sozusagen im Werk selber sich Zentrierendes sei. An der Ausfaltung der hier sich überlagernden Wirklichkeitsschichten konnte ich zeigen, daß diese Einheit von Künstler und Werk ein im wesentlichen Analoges zu jener von Betrachter und Werk darstelle. Jene im Werk selbst sich zentrierende Einheit muß also seins-„art"lich dieselbe sein, zumal sie beiderseits den gleichen psychologischen Voraussetzungen aufruht: der psychischen Form und der „humanen Substanz". Was auf der gemeinsamen Basis dieses vorausgesetzten psychologisch-geistig irgendwie „richtigen" Teilhabens an derselben forma vermittelt wird, möchte ich als das dem Kunstwerk immanente Eigensein bezeichnen, die Seinsidee, die es verkörpert.

Bevor ich nun zu einer Verdeutlichung des Begriffsfeldes der psychischen „forma" überhaupt übergehen kann — ihre ontologische sowohl wie psychologische Wirklichkeit ist in Teil I angegangen worden — muß ich, der Klarheit des oben Gesagten halber, noch eine Differenzierung vornehmen, eine Differenzierung dessen, was ich nur kurz bezeichnet habe als die „im Werk selber sich zentrierende Einheit von Künstler und Betrachter". Genetisch gesehen stellt diese eine Wirklichkeit eine vierfache Schichtenüberlage-

[11]) Karl Eschweiler: Die Philosophie der spanischen Spätscholastik auf den deutschen Universitäten des 17. Jahrhunderts, in Spanische Forschungen der Görresgesellschaft, Bd. I, S. 251—325. Münster 1928.

[12]) C. G. Jung: Psychologische Typen a. a. O.

rung dar. Es bringt nämlich die, in der forma des Werkes sich spiegelnde, menschliche forma — „humane Substanz" — des Kunstwerkgestalters eine Seins-„Idee" zur Erscheinung, die durch die forma und über sie hinweg sich dem Betrachter mitteilt, sich jedoch nur mitteilen kann, wenn dieser die zur Aufnahme ihrer Wirklichkeit notwendigen psychologischen Voraussetzungen aufweist, wenn er die Form bereits „potentiell" in sich hat. Ich beziehe mich hier auf die Erwägungen von Sertillanges: „Die Form besteht nämlich in der Materie in der Weise voraus, in der, nach einem Wort Michelangelos, die schönsten Bildwerke im Marmor enthalten sind. Die Materie kann sie „tragen"; darum kann man sagen: Sie sind in ihr enthalten, nämlich der Möglichkeit, dem Vermögen nach; darüber hinaus enthält dies Vermögen, wenngleich es rein passiv ist, eine natürliche Hinordnung auf die Form, und man kann daher behaupten, daß sie „herausgeholt" wird [13]) ... Das Andere gründet sich auf das Selbe, wie die Bewegung auf das Unbewegte, wie das Viele auf das Eine. Was die Erkennbarkeit macht, muß im Grunde das Gleiche sein, was auch das Erkennen macht; ... Man kann sagen: der Verstand wird alles, weil man zuvor sagen konnte, das aktuell Erkennbare und das aktuelle Erkennen werden zu einer Einheit; und auch das wird wahr sein, weil es wahr ist, daß, wenigstens dem Vermögen nach, das Erkennbare und die Erkenntniskraft eins sind [14]) ... Die Form gibt, wie das Sein, so auch in gleicher Weise das Tätigsein ... Das zunächst statische Sein schließt etwas Dynamisches ein. Auch darum schreiben wir der Form etwas Göttliches zu, denn das Tätigsein kommt zunächst und in gewisser Weise ausschließlich demjenigen zu, den wir das erste Tätige und die oberste Ursache genannt haben ... Das Werden der Form also ist im eigentlichen Sinn nur die Umwandlung des Trägers; sie selber hat keinerlei unabhängiges Leben."[15])

Mit diesen Ausführungen ist nicht nur die Theorie des Erkennens umrissen, sie geben zugleich das Verständnis der Grundzüge der anthropologisch-psychologischen Voraussetzungen, von denen aus ein Erfassen des künstlerischen Schaffens und der Kunstbetrachtung in der von der normgenetischen Methode angestrebten Weise möglich wird. Die „Form" also als die den Lichtpunkt „Sein" bergende Wirklichkeit rückt nun immer mehr in den Mittelpunkt des Problemkreises. Wie sie sich mitteilt, ist die erste Frage, was sie ist und was sie zum Erstrahlen bringt, die zweite. Damit sind die beiden Einkreisungsmöglichkeiten des Problems gegeben: der psychologisch-empirische Weg einerseits, der ontologische Weg andererseits. Beide, aus jeweils entgegengesetzter Richtung auf dieselbe Wirklichkeit zukommend, verhalten sich zunächst zueinander analog den oben herausgestellten Form-Inbegriffen, wie „Kontur" und „Struktur", Schale und Kern ein- und derselben Totalwirklichkeit. Ihr letztlich gemeinsam „Richtiges", das in „Kontur" sowohl wie „Struktur" aufscheinende „Sein", ließ sich, als ein jeweilig Teilhaftes, vom Psychologischen sowohl wie vom Ontologischen her erkennen. Seinswichtig bleibt der Zusammenschluß des Wesentlichen beider in der das „Schönheitslicht" ausstrah-

[13]) vgl. Sertillanges a. a. O. S. 442.
[14]) vgl. Sertillanges S. 558.
[15]) vgl. Sertillanges a. a. O. S. 442 und 444.

lenden Form, deren letztmöglich erkennbare psychologische Wirkung, als die „Katharsis" auslösend, den der geistigen „Schau" voraufgehenden psychischen Prozeß bestimmt.

Brachte ich eingangs dieses Kapitels das Bild von den, das Spannungsbereich normgenetischer Literaturwissenschaft erstellenden, Polen: „Normgefüge — Form", so möchte ich, den in den voraufgehenden Darlegungen zutage tretenden Ergebnissen der Methode selber zufolge, jetzt abschließend die Dinge noch irgendwie deutlicher zu bestimmen versuchen. Haben sich diese im Lauf der Erwägungen auch einerseits weit „vielschichtiger" erwiesen, als sich zunächst vermuten ließ, so sind sie zu gleicher Zeit aber auch einfacher und, in der Art ihrer differenzierten Zusammenhänge, durchsichtiger geworden. Der W e g der Analyse vor allem erscheint von dem solcherart „einfach" gewordenen Sein der Dinge selbst her e i n d e u t i g erkenn- und festlegbar; zumal das „Substantielle" an der Einheit von Dichter, Werk und Betrachter sich als ein, wenn zwar Dreischichtiges, so doch in jeder Schicht „Einfaches" und im Kernhaften W e s e n s g l e i c h e s bestimmen ließ. Stellte sich einerseits der „Geisteros" als das dem „Menschen" in seinem Sosein von Fortunagebundenheiten innewohnende, aktive sowohl als passive Lebensprinzip, als „Gestalter" der menschlichen forma und „humanen Substanz" im letzten Sinn dar, so war sein Analogon gegeben in jenem, dem schöpferisch-gestalteten Werk selber immanenten „Funken", dem aktiven sowohl als passiven „Sein" des Werks. Dieses führt sein Eigenleben als Bedeutungszusammenhang, Deutungsgefüge seiender Wirklichkeit, Deutungsgefüge, das vom Betrachter aktualisiert werden muß, um den, die „Katharsis" vollziehenden „Funken" auf ihn überspringen machen zu können. Das in der schönheitlichen Form zum Ausdruck gelangende Deutungsgefüge „lebt" ja durch seinen „Funken"; jenen Kristallisationspunkt seiner oben erwähnten Zusammenhänge und sinnvoll gelagerten Kräfte, in dem die menschlich-kreatürliche Wirklichkeit aufspringt und die eigentlich-„menschliche", die „göttliche" Funktion des Menschen möglich und wirklich werden kann: Erkenntnis und deren Aktualisierung, die erst gemeinsam das Sein verleihen: „Die Erkennbarkeit kommt für alle Dinge daher, daß sie aus dem höchsten erkennenden Wesen hervorgehn und nur dessen ins Sein gesetzter Gedanke sind (scientia Dei est causa rerum). Sie haben Dasein durch eine Form, das heißt: eine Idee, die sie zu offenbaren bestimmt sind. Aus der Tatsache, daß sie aus einem Gedanken hervorgehn und nicht allein d u r c h ihn, sondern n a c h ihm geformt sind, folgt, daß sie für uns erkennbar sind, indem durch eine unsagbare Berührung, durch eine Synthese dieser Seinsideen das Subjekt dazu kommt, das Objekt zu erkennen, eben dadurch, daß dieses Subjekt das Objekt wird und zugleich es selbst bleibt. Das erkennende Wesen braucht also nach Thomas keineswegs in der Natur das zu sein, was es erkennen soll. ... denn die Materie ist nicht die Form; sie begründet mit ihr ein Drittes, während das erkennende Vermögen als solches wirklich d a s D i n g s e l b s t wird, insofern dieses erkennbar ist; das heißt insofern die im Objekt verkörperte Idee der Verwirklichung im Subjekt nur intentional ist. Da das Wesen vor allem Idee, Akt, Grund, Sinn ist, liegt also hier Einheit im Sein in seiner höchsten Bedeutung (ἐνέργεια, εἶδος) vor, indem

nur die Seinsweise (τὸ εἶναι), die zu den materiellen Bedingungen gehört, vorbehalten bleibt."[16])

Aus dem Gesagten ergibt sich eine wichtige und notwendige Folgerung, die ein Abstecken der bislang noch undeutlich gebliebenen Grenzen möglich werden läßt. Sie ist psychologischer Art und besagt in rückschauender Erkenntnis, daß der „Funke" des Werks, sein, die übernatürliche in die natürliche Ordnung hineinspiegelnder Kristall, in seinem Eigensein möglichst total erfaßt werden kann nur von Gliedern einer Gemeinschaft, die getragen wird von denselben vitalen, psychischen und epochalen Grundkräften: des Blutes, des Bodens, den gleichen seelisch-geistigen Grundkräften der Sprache und Kultur und der Geschichtsepoche. Noch einmal wird hier die „Fortuna" in ihrem ganzen positiven Sinngehalt aufzeigbar. Sind doch ihre Kräfte sozusagen das, von der ganzen Gemeinschaft „sinnlich" (ästhetisch) erkennbare „Mittel" des gestaltenden Künstlers, der im blut- und gemeinschaftsgebundenen Symbol „Wertung" und „magische Umwertung" der gleichen menschlichen Wirklichkeiten zugleich zu geben vermag.

Zusammenfassend läßt sich also sagen, das „Substantielle" an der Einheit von Künstler, Werk und Betrachter ließ sich herausstellen als ein der transzendenten, der eigentlich mystischen Wertordnung Angehörendes, als gemeinsamer Nenner sozusagen von anthropologischer und ontischer Wirklichkeit. Diese Feststellung erhellt schon von sich aus die einer gradualistischen Seinsordnung aufruhende Seinsgemäßheit der normgenetischen Methode, die das in der schönheitlichen Gestaltform sich dartuende Ordnungsgefüge, seiner zweischichtigen Wirklichkeit gerecht werdend, von zwei Seiten her zu erfassen versucht: einmal von der Form als solcher her und dem Sosein der sie gestaltenden Kräfte — von der um die ontologische Ordnung wissenden, erkennenden Schauseele zum andern Mal. Künstler und Betrachter kreisen so letzten Endes um die gleiche Wirklichkeit, der eine sie gestaltend aus der Spannungsdifferenz des schöpferisch-Unbewußten, der andere sie erkenntnismäßig zu erfassen suchend in der Vielheit der Gestaltformen, ihrer begrifflichen Analyse, in Synthese und erkennender Schau.

Der Gang der Methode selbst mag verdeutlicht sein an einer Stelle aus Sertillanges über den Begriff der Erkenntnis. Es heißt dort: „Die Fläche steht über der Linie, der Körper hinwiederum über der Fläche, wenn sie auch auseinander hervorgehen: So steht das Sein der Erkenntnis (esse intentionale) über dem realen Sein (esse naturale), wenngleich jenes sich auch auf dieses stützt ..."[17])

„Wenn das Erkennen eine Art von Sein ist, so muß es seinem Entstehen nach als eine Art von Werden aufgefaßt werden; die Analyse des Werdens muß also hier anwendbar sein. Damit tauchen die „Möglichkeit" und die „Wirklichkeit", die Materie und die Form wieder auf. Das noch-nicht-Erkennende und das Erkennende verhalten sich zueinander wie Möglichkeit und Wirklichkeit, und ein zur Wirklichkeit übergehendes Erkenntnisvermögen entspricht einer Materie, die eine Form empfängt. ... Es ist das Vermögen des Vollkommenen zum Besten, und das Beste bedeutet hier eine Ausweitung des

[16]) Sertillanges a. a. O. S. 552 und 553.
[17]) vgl. Sertillanges a. a. O. S. 548.

Seins, die durch die Teilnahme an zunächst fremden Formen verwirklicht wird. . . . Das bestimmende Prinzip ist beim Werden die substantielle oder akzidentelle Form, hier ist es jene Form zweiten Grades, die „Bildform" („species"), genannt wird.[18])

S. 550 heißt es dann weiter: „Gerade die Tatsache der Erkenntnis offenbart uns eine Vielheit in den Aeußerungen des Seinsgrundes. Der Seinsgrund ist eine Idee, und eine Idee kann sich nicht bloß in einer Materie verwirklichen, sondern auch — unter gewissen Bedingungen — in einem schon bestehenden Subjekt; die Grundbedingung für diese Verwirklichung zweiten Grades ist die größtmögliche Immaterialität des betreffenden Subjekts, denn die Materie ist es, die die Form einschränkt, „begrenzt" und individualisiert, und da die Erkenntnis in jener umgreifenden Ausweitung besteht, die das Individuum den (Fichte:) „Umkreis seines eigenen Seins" überschreiten läßt, so muß die Materie als begrenzende Macht in Wegfall kommen. Unter dieser Bedingung können die „Umkreise des Seins" dazu kommen, in einer gemeinsamen Grenze zusammenzufallen, d. h.: der mitgeteilten Idee, die hier ein Sein in einer realen Form begründet, dort es in einer intentionalen Form wiederschafft und dem Bild eines anderen einprägt."[19]) Diese thomistischen Ausführungen über den Begriff und das Wesen der Erkenntnis mögen sowohl den ontologischen wie den empirischen Weg der Methode Günther Müllers verdeutlichen. Dem Vorgang des „Werdens", der in unserem Fall dem E r k e n n e n zugewandten „humanen Substanz" des Betrachters im Kampf der „Möglichkeit" mit der „Wirklichkeit", ist hier mit den Hauptfaktoren der Methode „Fortuna" und „Sein" Rechnung getragen; ist es doch die individualisierende, begrenzende Materie mit den ihr immanenten Kräften und Mächten, die immer wieder Hemmung bedeutet, solange — und hier ist der methodische A n g e l p u n k t der Fortunatheorie, — sie nicht von o b e n her einbezogen und damit ihrer Dämonie beraubt und sinnhaltig gemacht werden kann.[20]) Dieser Vorgang muß der wesentlich gleiche sein beim Gestaltenden und beim Erkennenden, nur daß der bewußte Erkenntnisvorgang des normgenetischen Betrachters die im Kunstwerk mehr unbewußt gestaltete Stufe der poetischen Schau wesentlich in sich begreifen muß.

Methodisch betrachtet ist es die im psychischen Zustand der „Meditation" angelegte Aufgeschlossenheit dem Wesentlichen zu, die die forma der normgenetischen Methode selber, und zwar als die einer, in unmittelbarer Richtungshaltigkeit dem Seinszentrum zustrebenden Kraft, bestimmt; eine Kraft immerwährender Bewegung, die auf den einzelnen Punkten ihrer, vom „freien Willen" richtungsbestimmten, Linie, die Vitalkraft in immer neuer Formung verstrafft.[21]) Nur von dieser p e r s ö n l i c h e n n o r m a t i v e n H a l-

[18]) vgl. Sertillanges a. a. O. S. 548.

[19]) Sertillanges a. a. O. S. 550 f.

[20]) Sertillanges a. a. O. S. 119: „Die Materie gibt die Gattung an. Die Art dagegen wird gegeben durch die Form, die das bestimmende Prinzip der Materie ist ... Die Materie, insofern sie der Quantität unterworfen ist, ist daher für das Sein in der Welt unserer Erfahrung das allgemeine Prinzip der Vereinzelung (Individuation) der Wesenheiten."

[21]) Vgl. „Fortuna", a. a. O.

tung her ist das methodische Abstreifen-Können der individualisierenden Bestände des Kunstwerks zu erfüllen, nur so die „begrenzende Materie" in „Wegfall" zu bringen. Damit ist dann ein — nur individuell-personhaft zu leistendes — relativ engstes Einkreisen jenes „Lichtpunktes" gewährleistet, der das Zentrum der Einheit von Künstler und Betrachter ausmacht. Der praktische Rückweg aus der, in der künstlerischen oder erkenntnishaften „Ekstase" „verdichteten" Dimension in das gelebte Leben ist in der Art seiner tatsächlichen Auswirkung bezeichnend dann für die Struktur der „Person" einerseits, für die „Art" der Ekstase andererseits.

Auf Grund tiefenpsychologischer Erkenntnisse hat Herbert Grabert in seinen Untersuchungen nachgewiesen,[22]) daß bei den äußerlich zwar gleichen, mindestens aber verwandten Erscheinungsformen der „Ekstase" überhaupt eine unverkennbare Unterschiedenheit der inneren Struktur dieser Ekstase sich nachweisen läßt. Er zeigt an der Gegenüberstellung der praktischen Auswirkung dieser Ekstase im gelebten Leben rückweisend die inneren Strukturunterschiedenheiten beider Arten von Ekstase auf. Psychopath und Mystiker, der eine ich-besessen und von da aus auf sinnlose Vergewaltigung seiner „Welt" ausgehend, der andere besessen vom „Erkenntniseros", und von der geschauten letzten Wirklichkeit her die gelebte Wirklichkeit formend und sinnvoll bewältigend. Gerade das geistige Aktivität-Auslösen der mystischen Ekstase wird hier, auf Grund großen Erfahrungs- und Vergleichsmaterials, als das sichtbare Unterscheidungsmerkmal „echter" und „falscher" Ekstase herausgestellt. Die in Teil I aufgezeigten Entsprechungen der, der normgenetischen und der tiefenpsychologischen Methode zugrundeliegenden gemeinsamen anthropologischen Wirklichkeiten schließen sich hier zu einem organischen Ganzen zusammen und eben dieser Zusammenschluß weist hin auf die Notwendigkeit einer tiefenpsychologischen Durchdringung des hier aufgezeigten literaturwissenschaftlichen Problembereichs.

Das in der geistigen Potenz in Erscheinung tretende desiderium naturale, die „humane Substanz", die poetische, und auf einer höheren Stufe dann die mystische Erkenntnisschau stehen schon hier als „Positiv" sozusagen dem „Negativ" des neurotischen Symptoms gegenüber, dem des einseitig festgelegten, sozusagen erstarrten psychologischen „Typs", (der immer eine „De"-formierung des natürlichen Seins darstellt), und weiter dem der „falschen" Ekstase des Psychopathen. Eine seinsmäßig gradualistische Ordnung im Bereich des Grundproblems: Einheit von Werk, Künstler und Betrachter tritt so in Erscheinung, und die oben erwähnte Dreischichtigkeit erscheint zum letzten Mal von anderer Seite her auf ihr Wesentliches hin erhellt.[23])

Keineswegs soll mit der voraufgegangenen Gradkonstatierung „Künstler und normgenetischer Betrachter" eine Wertung ausge-

---

[22]) Vgl. Herbert Grabert: Die ekstatischen Erlebnisse der Mystiker und Psychopathen. Beiträge zur Philosophie und Psychologie, Heft 4. Stuttgart 1929.

[23]) Ich verweise hier auf den Gradualismusaufsatz Günther Müllers. Dt. Vierteljahrsschrift 1924 (Bd. 2).

sprochen sein. Beide sind Erkennende im gewissen Sinn, beide Gestaltende. Festgestellt soll vielmehr nur sein, daß in beiden Fällen eine jeweils verschiedene Inanspruchnahme anderer Seelenkräfte vorliegt. So richtet sich beim Künstler die Hauptkraft vorwiegend auf die Gestaltung des Geschauten, er spricht zu seiner Lebensgemeinschaft durch die symbolisch-schönheitliche Form — beim Wissenschaftler normgenetischer Prägung richtet sie sich spezifisch auf das Erkennen des der Gestalt zugrundeliegenden Seins, auf die begrifflich fein differenzierende Erfassung dann der gewonnenen Erkenntnisschau. So ist das Gestalten jenes subjektiver und zugleich allgemeiner, das dieses objektiver und zugleich giltiger Art. In den Erscheinungen des Lebens den mystischen Grund Ahnender und im Ahnen gestaltender Kosmiker ist der Künstler, Mystiker[24]) im strengeren Sinn der Erkennende.

Es sind hier der nur „formale" wie der nur „biologische" geschichtliche Entwicklungsbegriff als einseitige Extreme überwunden, und es ergibt sich eine das Wesen beider umfassende neue geistesgeschichtliche Kategorie: die in dem aller geschichtlichen Wirklichkeit zugrundeliegenden unwandelbaren Seinsgrund ihren Ausgangs- und Zielpunkt findende Normgenese. Daß der von O. Pfister aufgestellte methodische Versuch einer Ethogenese, die den tiefenpsychologischen Erkenntnissen gerecht werden soll, in derselben anthropologischen Wirklichkeit mündet, bei der Günther Müllers Normgenese ansetzt, bei der „psychologischen Echtheit", der „humanen Substanz" schlechthin, kann nur als wechselseitige Bestätigung beider Methoden beurteilt werden. Wieder einmal bestätigt sich hier die thomistische Annahme von der privatio boni; der privatio, die, als relatives Gut, zur Erkenntnis des Positiven und von da erst zu seiner Aktualisierung zu führen vermag. „Der Träger des substantiellen Werdens besitzt, bevor er eine gewisse Form trägt, diese Form der Möglichkeit nach. Wozu wäre sonst die Materie da, wenn man ihr dies Vermögen nicht zuschreiben dürfte? Allein, da die Materie nacheinander in verschiedene Formen übergehen soll, so muß dies ihr Vermögen auf alle diese Formen „gerichtet" oder „angelegt" sein. Ja noch mehr, dies allgemeine Vermögen bestimmt die Materie ganz und gar. Die Fülle dieser Empfänglichkeit bezeichnet im tiefsten Grund ihr Wesen. Es ergibt sich also: Wenn die Materie unter einer Form erscheint und dann eine andere Form tragen soll, so kann man nicht allein in Wahrheit sagen, daß sie diese neue Form nicht hat, sondern daß sie ihrer ermangelt, ihrer beraubt ist, sie entbehrt; denn ihre Empfänglichkeit enthält sie schon, und das sich vollziehende Werden gibt dieser Empfänglichkeit eine vorläufige Erfüllung. Wenn die Materie von uns nur als Träger gefaßt würde, sobald eine Form über sie kommt, so wäre ihre ganze Aufgabe damit erfüllt und es stände mit ihr wie mit der Materie des Himmels, die niemals ihre Form verändert. Das substantielle Werden, das wir zu analysieren suchen, wäre unmöglich. Es ist es aber nicht; die Natur entwickelt sich; sie ist immer „hinter etwas her"; der Ausgangspunkt dieser ewigen „Verfolgung" aber ist der „Mangel", das „Entbehren", anders gesagt: es ist jene

[24]) Zum Gebrauch dieses Terminus vgl. Günther Müller: Deutsches Dichten und Denken. a. a. O. Kap. I Einleitung und Kap. III Einleitung.

große Empfänglichkeit, der alles Versprechungen macht, aber nichts Befriedigung zu geben vermag. ... Wenn aber die Materie — unter irgend einer Form stehend — einer andern „ermangelt", eine andere „entbehrt", so kann sie diese erwerben; sie wird von selbst danach streben — nicht kraft eines positiven Strebens, sondern — kraft einer Anordnung der Natur, so daß es für sie besser ist, ständig in den Formen sich zu wandeln, als in einer einzigen Form — so vollkommen diese auch sein mag — zu verharren. Darauf beruht der Drang und Trieb alles Lebens und der geringe Grad von Sorge, den die Natur um ihre eigenen Werke hat.

Man macht also die „Entbehrung" zu einem Prinzip, weil sie es ist, die das Werden ermöglicht und jene allgemeine Empfänglichkeit der Materie ausdrückt, die durch die Verschiedenartigkeit und Vielfalt der Offenbarungen des Seins und des Lebens gefordert wird." ... „Es bleibt nur noch der negative Weg. Da die Materie als Unterlage und Träger der substantiellen Entstehung gefordert wird, so muß sie das, was sie dadurch erwerben soll, entbehren (sie muß seiner „beraubt" sein), sonst hätte ja der erzeugende Drang (Triebenergie, Grundenergie auch der psychologischen Erfahrungswissenschaft) gar keinen Sinn mehr. Was ist, wird nicht".[25])

Bewegung stellt sich so als der Hauptwesenszug der normgenetischen Methode dar. Die apersonalen, arthaften wie die individuellen und überindividuellen Kräfte sind hier hinaufgenommen in die als „Willen" sich dartuende Einheit der Geist-Person. Spannung aller Kräfte ist hier, und aus dem daraus immer neu wirklich werdenden Wandel der „Konturen" wird die immer reinere Erkenntnisschau der immer reiner sich kristallisierenden „Form" geleistet.

Hiermit glaube ich die normgenetische Methode Günther Müllers wenigstens umrißhaft verdeutlicht und auch aufgezeigt zu haben, daß hier eine eindeutige Ueberwindung des Historismus und Positivismus vorliegt. In der hier erstellten und im Zug der Methode selber liegenden Möglichkeit einer Fruchtbarmachung aller, auch und zumal, der naturwissenschaftlichen Erkenntnisse begründet sich die „Lebendigkeit" des Systems selber. Im gleichen Sinne wie die psychologische, ist hier auch die Rassenfrage angeschnitten und muß, ihrer besonderen Seinsschichtigkeit entsprechend, in ihrer Wirklichkeit als wichtiges stiltypisches Element bejaht und angegangen werden.

Vom Naturismus her, das zeigte Günther Müller auf, lassen sich die „kontur"bestimmenden Faktoren der „forma" erstmalig relativ deutlich fassen, insofern als gerade hier von dem „nichts als" der Urteilshaltung her sich auf die umso größere Wahrscheinlichkeit der empirisch-differenzierten Bewältigung der hier zur Frage stehenden Wirklichkeiten schließen läßt. Die auf seiten der Tiefenpsychologie vorliegenden Erkenntnisfakten lassen sich nun, von der Normgenese her betrachtet, aufgliedern in solche rein naturwissenschaftlich zu erfassender, arthafter und solche individualpsychologischer Art. Gedacht werden muß dabei von vornherein, daß psychologische Erkenntnis, wie immer sie sich auch selbst weltanschaulich interpretieren mag, in unserm Zusammenhang

[25]) Sertillanges a. a. O. S. 429 und 434.

unmittelbar von Bedeutung sein wird nur, wo es um die Differenzierung des So-Seins von Künstler und Werk geht, von mittelbarer Bedeutung aber sein kann nur dort, wo die Erkenntnis des hier wie dort vorliegenden Eigenseins geleistet werden soll. Die Erkenntnis der Dynamik also jenes, in der bona proportio sich zusammenfassenden „Spieles" unter-, inner- und überindividueller Kräfte ist es, die vom Tiefenpsychologischen her geleistet werden kann. Nicht mehr und nicht weniger. Die diesem oder jenem „So-Sein", dieser oder jener „Kontur" zugrundeliegende Dynamik menschlicher Kräfte, die das Sein mittelbar, in einer bestimmten Gesetzhaftigkeit nämlich, in Erscheinung treten macht, läßt sich noch mit wie immer am „Materiellen" ausgerichteten Kategorien fassen. Diese Kategorien der „Materie als Individuationsprinzip" aber können naturgemäß nicht die gleichen sein wie die dieses die materielle Form integrierenden absoluten Seinsprinzips selber.[26]) Dessen Kategorien lassen sich nur — wie ich das als Wesen der Normgenese selber verdeutlichen konnte — im besagten Tieferdringen von Seinsschicht zu Seinsschicht, in sorgfältigster Analyse und Synthese gewinnen. Wie die Normgenese dann die Kompensierung der Bereiche und ihrer beiden Prinzipien leistet, wurde ausgeführt. Das mit dem höfischen Begriff der wîsheit gemeinte personale Wirklichkeitsbereich ist hier wieder angestrebt und aufgeschlossen; aber als bewußte personale forma gegenüber der mehr unbewußt überformten menschlichen Einheit des höfischen Weltbildes.

* * *

Sinn und Ziel dieser Arbeit liegen in der Differenzierung des analytischen Faktors der Normgenese, der Fortuna, und zwar der Fortuna im psychologisch-anthropologischen Sinnbereich. Der Struktur der Methode entsprechend, kann es sich daher hier keinesfalls um die Darbietung fixierter Ergebnisse handeln. Im Gegenteil, das große Positive und, trotz der ihm immanenten ungeheuren Beweg- und Anverwandlungskraft, Festgefügte steht ja in Gestalt der Normgenese selber da. Ihr Wesen und Raum sollte erfaßt und erhellt werden. Es konnte dort, auf Grund der Tatsache einer im literarischen Kunstwerk selber sich zentrierenden „Einheit von Gestalter und Betrachter" — die wiederum auf das ihr kernhaft Wesentliche, ihren „Funken", hin untersucht wurde — aufgezeigt werden, daß die „gemäße" seelische forma und die Notwendigkeit ihrer, dem immer tieferen Erkennen gemäßen, Hinaufwandlung in die immer reinere, alle individuellen Lebenskräfte in sich begreifende, geistig-personale forma als „menschliche" Grundvoraussetzung normgenetischen Literaturbetrachtens angesprochen werden muß.

---

[26]) Summa theologica III. Teil, qu. 12 art. 4: Die menschliche Seele steht in der Mitte zwischen den reinen Geistern und den Körpern und wird daher gemäß dieser ihrer Natur auf zweifache Weise vollendet: 1. durch ein Wissen, das sie aus den Sinnendingen schöpft, und 2. durch ein Wissen, das ihr von den reinen Geistern auf dem Wege der Erleuchtung eingegeben wird.

Analyse und Synthese ließen sich dann als die im normgenetischen Schaffen einander durchdringenden, kompensierenden und sich gegenseitig bedingenden Hauptfaktoren der Methode kennzeichnen; Hauptfaktoren, die in ihrer letztendlichen Synthese die — Leib-Seele-Geist-Wirklichkeit des konkreten Menschseins adäquate — Einheit des „normativen Menschenbildes“ anstreben.

So konnte die Wirklichkeit der Normgenese abschließend als die einer komplexen Methode herausgestellt und verdeutlicht werden.

* * *

Diese „Vorstudien zur Frage einer wertenden Literaturwissenschaft“ wollen dem Wissenschaftler, Lehrer und Menschen G ü n t h e r M ü l l e r ein aus tiefer Verehrung gestaltgewordener Dank sein.

* * *

Literaturverzeichnis.

H. Hefele: Das Wesen der Dichtung. 1923.

R. Ingarden: Das literarische Kunstwerk. 1931.

Philosophie der Literaturwissenschaft, hrsg. von E. Ermatinger. 1930.

O. Walzel: Gehalt und Gestalt im Kunstwerk des Dichters, Handb. d. Literaturwissenschaft. 1922.

P. Böckmann: Von den Aufgaben einer geisteswissenschaftlichen Literaturbetrachtung. Deutsche Vierteljahrsschrift. 1931.

W. Dilthey: Weltanschauung und Analyse des Menschen. Gesammelte Schriften. Bd. II. ^{3}1923.

— Das Erlebnis und die Dichtung. ^{4}1913.

E. Rothacker: Einleitung in die Geisteswissenschaften. 2. Aufl. 1930.

— Logik und Systematik der Geisteswissenschaften. (Baeumlers Handb. d. Philosophie) 1926.

— Geschichtsphilosophie (ebenda) 1934.

Dag. Frey: Gotik und Renaissance als Grundlagen der modernen Weltanschauung. 1929.

G. Hübener: Theorie der Romantik. Deutsche Vierteljahrsschrift. 1932.

H. F. K. Günther: Rasse und Stil. 1926.

W. Muschg: Psychoanalyse und Literaturwissenschaft. 1930.

H. Pongs: Psychoanalyse und Dichtung. Euphorion 1933.

C. G. Jung: Psychologische Typen. 1921.

O. Pfister: Psychoanalyse und Weltanschauung. 1928.

H. Prinzhorn: Krisis der Psychoanalyse. Bd. I. 1928.

S. Behn: Schönheit und Magie. 1932.

H. Bremond: Mystik und Poesie. 1929.

H. Grabert: Die ekstatischen Erlebnisse der Mystiker und Psychopathen. 1929.

K. Eschweiler: Die zwei Wege der neueren Theologie. 1926.

A. D. Sertillanges: Der hl. Thomas von Aquin. 1928.

M. Grobmann: Des Ulrich von Straßburg Abhandlung De pulchro. 1926.

J. Trier: Deutsche Bedeutungsforschung. Behaghel-Festschrift 1934.

— Das sprachliche Feld. Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung. 1934.

H. Naumann u. Günther Müller: Höfische Kultur. 1929.

Günther Müller: Deutsches Dichten und Denken vom Mittelalter zur Neuzeit. 1934.

— Die organische Seele im Faust I. Euphorion 1933.

Günther Müller u. H. Kromer: Der deutsche Mensch und die Fortuna. Deutsche Vierteljahrsschrift 1934.

* * *

Lebenslauf.

Geboren wurde ich zu Nordhausen a. Harz am 29. 6. 1909 als jüngste Tochter des Postinspektors Berthold Kromer † und seiner Ehefrau Martha geb. Redemann. Von Ostern 1915 an besuchte ich das Lyzeum und das städtische Oberlyzeum (realgymnasialer Richtung) in Düsseldorf, das ich Ostern 1928 mit dem Reifezeugnis verließ.

Der Wunsch, den Zusammenhängen zwischen wissenschaftlicher Erkenntnis und praktisch zu lebendem Leben nachzugehen, bestimmte mich zu meinem Universitätsstudium, das ich in Innsbruck 1928 begann und in Bonn und Köln fortsetzte. Vom W. S. 1931/32 an studierte ich in Münster. Nach langem Schwanken zwischen Medizin, Heilpädagogik und Philosophie wandte ich mich, hier in Münster in meiner bewußten Richtungnahme endgültig bestimmt durch die Vorlesungen von Herrn Prof. Dr. Günther Müller, bald dem ausschließlichen Studium dessen zu, was ich in der voraufgegangenen Arbeit als Wirklichkeitsbereich der „Normgenese" darzutun versucht habe. Seine weitere und tiefere Erforschung schwebt mir als Zukunftsaufgabe vor.

Danken möchte ich an dieser Stelle noch Herrn Prof. Dr. Jost Trier und Herrn Prof. Dr. Hielscher für die freundliche Anteilnahme an meiner Arbeit und für die Förderung in Seminar und Vorlesung.